DER LANDSER

1,50 DM

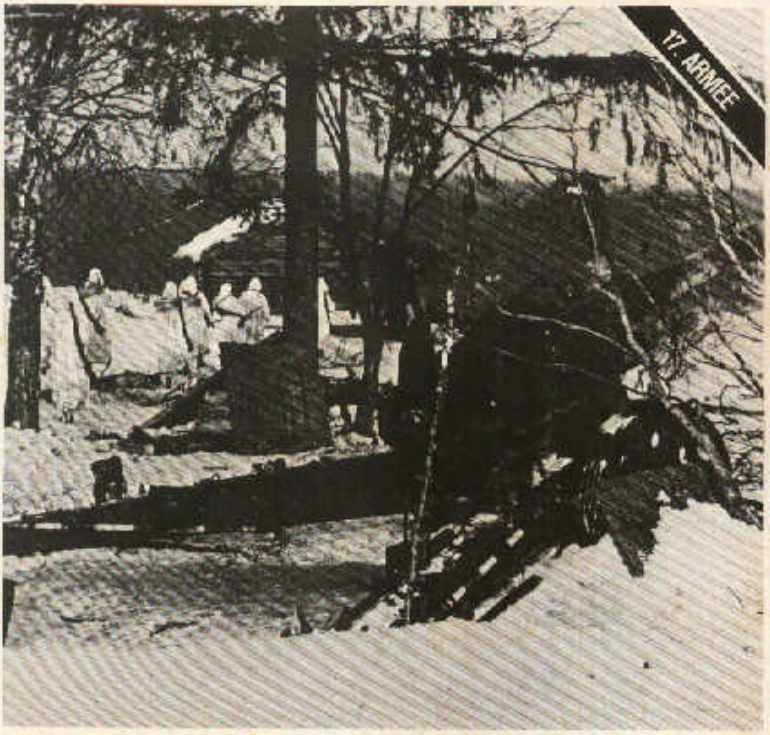
Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

889

W. SANDNER

Die Höllentage von Noworossisk

Februar 1943. — Die maritime Sowjet-Operation gegen die Taman-Halbinsel. — 80 000 Rotarmisten griffen an. — (2. neu bearbeitete Auflage)



Scan & Korrektur: Keulebernd

Schwerterträger des Heeres

Alfred-Hermann Reinhardt

Reinhardt, am 15.11.1897 in Affalterbach (Württemberg) geboren, trat am 7.1.1916 in das Grenadierregiment 123 ein. R. beendete den Krieg als aktiver Leutnant, schied am 31.10.1920 aus dem Reichsheer aus, trat zur württembergischen Landespolizei über und kehrte am 1.11.1935 als Hauptmann zum Heer zurück. Bei Beginn des II. Weltkrieges war er Major beim Stab des V. Armeekorps in Stuttgart. Er führte das III. Bataillon im Infanterieregiment (IR) 480 der in Ludwigsburg aufgestellten 260. Infanteriedivision (ID). In Rußland war R. als Oberstleutnant zunächst Kommandeur des IR 421. Am 4.12.1941 erhielt er für persönliche Tapferkeit beim Kampf am Südflügel des Heeres das Ritterkreuz. Das 306. Eichenlaub wurde ihm als Oberst am 28.9.1943 verliehen. Nach abgeschlossenem Divisionsführerlehrgang und der am 1.2.1944 erfolgten Beförderung zum Generalmajor befehligte R. nacheinander die 73. und 370. ID, um dann im Februar 1944 die 98. ID zu übernehmen. Im September 1944 wurde R. Generalleutnant, und am 24.12.1944 erfolgte seine Auszeichnung mit den 118. Schwertern. Nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft lebte Reinhardt in seiner württembergischen Heimat.

Invasion auf der Taman-Halbinsel

Die geplante Vernichtung der 17. Armee
Ein historischer Überblick

Im Krieg gegen die Sowjetunion, der am 22. Juni 1941 begonnen hatte, stellte die am 30. Januar 1943 erfolgte Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad die bisher schwerste militärische Katastrophe auf deutscher Seite dar. Das Schicksal der rund 250.000 Mann starken Armee des Generals Friedrich Paulus war besiegelt. Noch im Überschwang dieses gewaltigen Erfolges plante der russische Generalissimus Stalin, durch eine weitere Vernichtungsaktion die im Kuban-Gebiet stehende 17. deutsche Armee von See her auszuschalten. So kam es Anfang Februar 1943 zu der einzigen maritimen Operation der Sowjetarmee während des II. Weltkrieges, dem Landungsunternehmen starker Streitkräfte im Raum von Noworossisk auf der Taman-Halbinsel (gegenüber der Straße

von Kertsch im Schwarzen Meer). Namen wie Stanitschka, die Osereika-Bucht und der Myschako-Berg wurden dabei Stationen einer Schlacht, bei der am Schluß auf russischer Seite 80.000 Soldaten eingesetzt waren. Einer der damaligen Kriegskommissare, der spätere erste Mann der Sowjetunion, Leonid Breschnew, hatte an der propagandistischen und moralischen Ausrichtung der Rotarmisten großen Anteil. In jenen Tagen entstand für die russischen Soldaten ein Begriff, der dazu beitragen sollte, sie zu letzten kämpferischen Leistungen anzuspornen: »Kleines Land, in dem die Kühnen und Tapferen zu Hause sind.« Gemeint war damit jener Landstrich, auf dem sich das blutige Ringen der Land-Seeschlacht gegen die 17. deutsche Armee vollzog und deren Verlauf Im vorliegenden Bericht geschildert wird.

Die Redaktion

Ende Januar 1943. Überall an der deutschen Front, vor allem im Osten, stehen die deutschen Truppen in schweren, verlustreichen Abwehr- und Rückzugskämpfen.

Das Schicksal der 6. deutschen Armee in Stalingrad raubt der Welt den Atem.

Diese ungeheure Kraftprobe hat naturgemäß die Aufmerksamkeit der ganzen russischen Generalität auf sich gelenkt. Um so erstaunter ist deshalb General Petrow, als er am 23. Januar einen Funkspruch des STAWKA (sowjetisches Hauptquartier) erhält, durch den er als der Oberbefehlshaber der Schwarzmeer-Gruppe sofort nach Moskau zu Stalin beordert wird.

Petrow fährt in der Hauptstadt zu dem ihm zugewiesenen Hotel und studiert vorsichtshalber noch einmal seine Berichte und Karten. Er wappnet sich innerlich bereits auf eine etwaige

Auseinandersetzung mit Stalin; denn erfahrungsgemäß beginnen Besprechungen mit Stalin immer mit Tadel und Rügen. Auch in dieser Lagebesprechung wird der Genosse Stalin nicht mit bitteren und höhnischen Vorwürfen sparen, denn den Schwarzmeer-Verbänden war es nicht gelungen, aus dem sich anbahnenden Sieg von Stalingrad Kapital zu schlagen. Deutlicher ausgedrückt: Petrows Truppen haben das Angriffsziel, Tichorezk, nicht erreicht. Aber nicht nur die Schwarzmeer-Verbände sind auf der Strecke geblieben, sondern auch die Nordtruppen. Rostow und Salsk sind immer noch in deutscher Hand.

Stalin hat aber weder eine Routinebesprechung vor, noch verschwendet er seine Zeit mit den Vorgängen in der Stadt, die seinen Namen trägt. Er will Hitler eine noch größere Niederlage beibringen als die von Stalingrad. Er will dem verhaßten Gegner den Todesstoß versetzen. Die schwer angeschlagene deutsche Heeresgruppe A soll, wenn der kühne Plan gelingt, endgültig zertrümmert werden.

Die Atmosphäre im Konferenzzimmer des STAWKA ist spannungsgeladen, als die Generale und Admirale auf Stalin warten. Während sie sich in gedämpftem Ton unterhalten, wandern ihre Blicke von Zeit zu Zeit auf die riesige Wandkarte, auf der ihre Siege und Unterlassungssünden zu Buch schlagen.

Als dann Stalin, wie immer, unangemeldet und plötzlich in den Raum tritt, spüren die Anwesenden sofort, daß der Oberkommandierende sie nicht deshalb herbefohlen hat, um ihnen ihre Versäumnisse vorzurechnen, sondern daß er ihnen einen Plan unterbreiten will.

Die erstaunten Generale und Admirale erfahren, daß Stalin nicht mehr und nicht weniger als eine amphibische (Landungsunternehmen von See her) Operation beabsichtigt.

Was hatte er da eben gesagt? Eine amphibische Operation? Das geht nicht in ihre Köpfe. Wie kann ein ausgesprochenes

Landheer eine Land-See-Operation unternehmen, wo es doch an den primitivsten Erfahrungen mangelt?

Die Verblüffung der Generale und Admirale nimmt noch zu, als Stalin die Katze ganz aus dem Sack läßt und mit leiser Stimme erklärt:

»Ich habe zuverlässige Nachrichten, daß Hitler keinesfalls beabsichtigt, seine Heeresgruppe A aus dem Kaukasusgebiet abzuziehen. Hitler wird vielmehr einen starken Brückenkopf auf der Taman-Halbinsel belassen, um von dort aus im Sommer eine neue Offensive in das Ölgebiet zu starten. Wie schon jetzt klar ersichtlich ist, kämpft die 17. deutsche Armee hinhaltend, um genügend Zeit zu finden, alles Material, alle schweren Waffen in den beabsichtigten Kuban-Brückenkopf zu bringen.«

Stalin legt eine rhetorische Kunstpause ein, beobachtet scharf die Gesichter seiner Generale und Admirale, um dann mit erhobener Stimme fortzufahren: »Diese Absicht, Genossen, kommt meinem Plan entgegen. Hitler soll mit seiner 17. Armee langsam zurückweichen. Und wenn der Großteil der Soldaten und des Materials sich auf der Taman-Halbinsel befindet, schlagen wir zu. In einer bisher noch nie dagewesenen kühnen Umfassungsschlacht wird die 17. deutsche Armee in die Zange genommen, eingekesselt und vernichtet. Damit zerschlagen wir die letzten deutschen Offensivkräfte, mit denen Hitler erneut in den Kaukasus vorstoßen will. Die Verluste von Stalingrad werden gegenüber dieser Niederlage verblassen. Nach unseren genauen Schätzungen befinden sich zur X-Zeit etwa 400.000 deutsche Soldaten, 100.000 Pferde, 27.000 mot.-Fahrzeuge und fast 3.000 Geschütze auf der Taman-Halbinsel. Das ist eine Streitmacht, die, wenn wir sie vernichten, Hitler nie mehr ersetzen kann.«

Die fronterfahrenen Generale und Admirale beschleicht ein ungutes Gefühl. Aber Stalin, von seiner Idee besessen und nun im Redefluß, läßt ihnen vorerst keine Zeit, das Für und Wider

abzuwägen. Stalin geht ins Detail. Und zwar so gründlich, daß die Heerführer keinen Zweifel daran haben, daß der Plan durchgeführt werden muß. Hierin gleicht Stalin seinem Gegner Hitler. Wenn er sich für einen Plan entschieden hat, kann ihn keine Macht der Welt mehr davon abbringen, diesen auch tatsächlich in die Tat umzusetzen.

Das Projekt, die 17. deutsche Armee auf der Taman-Halbinsel zu vernichten, ist ziemlich einfach:

Das sowjetische Heer stellt ein ausreichend starkes Landungskorps, das von der Schwarzmeerflotte in einem nächtlichen Überraschungsangriff in Noworossisk gelandet werden soll. Während so ein sehr tiefer Landekopf gebildet werden soll, stoßen die 18. und 46. sowjetische Armee unter dem Befehl des Generals Petrow an Krasnodar vorbei, um sich westlich davon mit Teilen der 47. Armee und dem Landungskorps zu treffen.

Glückt dieser waghalsige Coup, gibt es für die 17. deutsche Armee kein Entweichen mehr. Sie sitzt in der Falle.

Als General Petrow nach dem Befehlsempfang noch mit einigen Generalstäblern, die ebenfalls Geheimnisträger sind, beisammensitzt, sagt der Oberkommandierende nicht ohne Bewunderung:

»Ein genialer Plan, den Stalin da ausgeheckt hat. An der Landfront kommen wir im Moment nicht weiter. Das ist klar. Die Faschisten sind zu stark. Selbst die Rumänen halten ihre Stellungen. Da können wir ihnen nicht beikommen. Aber von See her erwarten uns die Deutschen nicht. Niemals wird Hitler auf die Idee kommen, daß eine Kontinentalarmee wie die unsere ein amphibisches Manöver durchführen könnte.« Der General blickt nachdenklich den Rauchkringeln seiner Zigarette nach.

»Trotzdem habe ich Bedenken«, fährt er nach einer Weile sinnierend fort. »Zu viele Fakten spielen bei einem solchen Unternehmen eine Rolle: das Wetter, die komplizierten

Nachrichtenverbindungen, die Koordinierung von Heer und Marine. Eine solche Operation bedarf langer Vorbereitungen. Aber…«, der General zuckt mit den Schultern, »… die Würfel sind gefallen. Wir werden also in Noworossisk landen. Gleichgültig, was dabei herauskommt.«

»Und die Faschisten?« wendet ein junger Oberst ein. »Die schießen uns bei der Landung in Grund und Boden.«

General Petrow lächelt. »Das glaube ich nicht einmal. Wenn die Agentenmeldungen stimmen, ist die Küste bei Noworossisk nur schwach besetzt.«

Bereits am nächsten Tag fliegen die Oberbefehlshaber und Admirale zu ihren Gefechtsstäben zurück.

Mit der den Russen eigenen Intensität werden die notwendigen Vorbereitungen für das kühne Landungsunternehmen getroffen.

Die Planungsstäbe arbeiten mit Hochdruck. Die Rote Marine holt Dampfer, Transporter, Landungsschiffe und Motorschiffe heran. Als Sicherungsstreitkräfte werden neben dem Großzerstörer »Charkow« zwei Kreuzer, fünf Zerstörer, eine Anzahl Torpedoboote, Minenräumer, U-Boote und Küstenschutzboote bereitgestellt.

An Bord der Transporter gehen: Marineinfanterie, eine Luftlandeeinheit und rund 7.000 Mann Gardeinfanterie. Hinzu kommen noch Panzer, Sturmgeschütze, mot. Artillerie und etliche Batterien »Stalinorgeln«[*].

Voraussetzung für das Gelingen des Plans ist allerdings: Das Unternehmen muß geheimgehalten werden.

Es wird daher sowohl für die beteiligten sowjetischen Armeen als auch für die russischen Seestreitkräfte absolute Funkstille angeordnet. Nur die allerdringendsten Befehle

[*] Raketensalvengeschütze der Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64cm. Schußweiten zwischen 2,47 bis 8,23 km. Salvenfeuer von 32 bis 54 Geschossen.

dürfen per Funk durchgegeben werden.

*

Ausgerechnet diese Funkstille aber, die am 1. Februar zum erstenmal in Kraft tritt, erregt das Mißtrauen der deutschen Funkabhörstellen.

»Seit sieben Stunden keine ›Musik‹ mehr beim Russen«, meldet Feldwebel Pohlbach, der Führer einer Abhörstelle. »Da ist was im Gange.«

Auch die anderen Funküberwachungsstellen an der Küste und im Landinneren melden: »Funkstille beim Russen. Auch im Bereich der Schwarzmeerflotte.«

Solche Meldungen sind immer bedrohlich, wenngleich sie manchmal auch Bluff sind. Schon des öfteren hatte der Russe eine plötzliche Funkstille eingelegt, um die Deutschen zu verwirren, und es geschah dann doch nichts. Wer aber kann in diesen Tagen entscheiden, was Bluff und Wirklichkeit ist? Denn eines steht fest: Funkstille herrschte bis jetzt immer vor größeren Kampfhandlungen oder Offensiven.

Generaloberst Ruoff, der OB (Oberbefehlshaber) der 17. Armee, dessen Gefechtsstand sich in Slawiansk befindet, nimmt die Meldungen nicht auf die leichte Schulter.

»Was bedeutet diese Funkstille?« fragt man sich besorgt beim Armeestab. Jede größere Operation ist gefährlich. Zwar kann die sogenannte »Gotenstellung«, die vom Asowschen Meer bis zum Schwarzen Meer reicht, gehalten werden, aber schließlich und endlich befindet sich das Gros der Armee im stetigen Rückzug in den noch zu bildenden Kuban-Brückenkopf.

»Verdächtig ist die Funkstille bei der russischen Schwarzmeerflotte«, gibt der Stabschef der Armee zu bedenken.

»Richtig! Wir müssen mit einer Operation der sowjetischen Flotte rechnen.«

Aber wo?

Ein Blick auf die Karte. Für eine maritime Operation kommen eigentlich nur drei Räume in Frage: die Krim, die Straße von Kertsch oder die Taman-Halbinsel.

Die Generalstäbler tippen mehr auf die Krim.

»Geben Sie auf jeden Fall für die Kertsch, die Krim und für die Taman-Halbinsel bei Anapa Alarmstufe 1!« befiehlt Ruoff.

Krim – Kertsch – Anapa!

Niemand im Armeestab kommt auf den Gedanken, daß ein etwaiges Angriffsziel Noworossisk sein könnte. Bis Anapa geht also die Alarmbereitschaft; Anapa, das rund siebzig Kilometer westlich von Noworossisk liegt.

Um ganz sicherzugehen, wird eine verstärkte Luftaufklärung der Schwarzmeerküste angeordnet.

*

Es graut kaum der Morgen des 3. Februar, als Oberfeldwebel Frisch mit seiner He 111 den Küstenraum Gelendschik-Tuapse überfliegt.

Kaum herrscht etwas Licht, brüllt Frisch seinem Beobachter zu: »Mensch, Joachim, schau mal nach unten!«

Da gibt es allerdings was zu sehen. Dicke, fette Transporter liegen am Kai von Tuapse. Und weiter draußen Zerstörer, schlank wie Bleistifte, einige Torpedoboote und sogar ein Kreuzer.

»Mann, da wird aber was ausgekocht!« murmelt Unteroffizier Joachim Kettler. »Das ist ja die halbe Schwarzmeerflotte!«

Oberfeldwebel Frisch zieht mit seiner He 111 weite Kreise in dreitausend Meter Höhe. Die automatischen Kameras klicken. Bild um Bild wird geschossen.

Da wacht endlich die sowjetische Küsten- und Schiffs-Flak auf. Abschüsse, orangefarbene Blitze.

Von den Torpedobooten und Minensuchern zischen die Leuchtspurgarben der leichten Schiffs-Flak in den Himmel.

Unmittelbar vor der Flugzeugkanzel explodiert eine schwere Flak-Granate. Geblendet vom Explosionsblitz schließt Oberfeldwebel Frisch die Augen. Hölle! Das war aber knapp! Die Maschine wird durcheinandergerüttelt. Treffer prasseln in die linke Tragfläche.

Jetzt meldet sich auch der dicke Kreuzer dort unten. Sieben, acht Abschüsse auf einmal. Rings um die Maschine detonieren die Flak-Granaten der »Charkow«.

»Nichts wie ’raus jetzt!« brüllt Frisch seinem Beobachter zu. »Am Ende holen sie uns noch ’runter, und dann sind die schönen Aufnahmen zum Teufel.«

Im Sturzflug entzieht sich Frisch dem mörderischen Flak-Beschuß, reißt die Maschine über der Küste wieder hoch und fliegt dann in hundert Meter Höhe westwärts zum Einsatzflughafen zurück.

Noch drei Aufklärer landen mit Oberfeldwebel Frisch. Die Bildkassetten werden sofort in die Labors gebracht. Keine Minute darf unnütz verstreichen. Die Armee und die Küstendivisionen brauchen das Bildmaterial.

*

»Ausgezeichnete Fotos!« staunt General von Bünau, der Kommandeur der 73. ID (Infanteriedivision), die den Küstenabschnitt Gelendschik-Tuapse verteidigt. »Da gibt es gar keinen Zweifel mehr: Die Russen planen eine maritime Operation.« Und zu seinem Ia (I. Generalstabsoffizier) gewendet: »Mich würde es nicht wundern, wenn die Sowjets in der Osereika-Bucht landen würden.«

Osereika-Bucht? General von Bünau rechnet jedenfalls damit und vertritt seine Ansicht auch gegenüber der Armee. Aber dort glaubt man eher an ein Landungsmanöver in der

Straße von Kertsch.

Trotzdem trifft von Bünau alle Vorbereitungen, um den zu erwartenden Schlag abzufangen.

Viel kann nicht getan werden. Die Küstensicherungskräfte sind schwach. Von einer tiefgestaffelten Verteidigungslinie wie an der Landfront kann hier keine Rede sein.

Hier mal ein MG-Stand, dort eine 3,7-cm-Pak (Panzerabwehrkanone), eine Batterie Kanonen, ein paar durchgehende Gräben mit vermintem Stacheldrahtverhau. Das ist alles!

Und was kommt dahinter? Nichts mehr! Keine Eingreifreserven, keine Panzer, keine Sturmgeschütze. Nur etwas Artillerie.

Der Divisionsartillerieführer, ein in diesen kritischen Tagen nicht beneidenswerter Mann, befiehlt, eine Artillerieübung in der Osereika-Bucht abzuhalten.

*

Auch die Rumänen haben in ihren Küstenstellungen von einer etwaigen russischen Landung erfahren.

Der Soldat Papjol, MG-Schütze I im 3. Zug der 14. rumänischen Jägerkompanie des Oberleutnants Krischkpa, schlägt die Hände um den dünnen Leib. Er friert. Nun, der Seewind ist kalt, der Mantel dünn und die Angst vor den Russen groß.

»Viele Schiffe werden kommen«, geht das Gerücht reihum. »Kreuzer, Zerstörer, Bomber, Transporter, die russische Marineinfanteristen an Land spucken.«

Papjol ist nicht der einzige, der trübe Gedanken wälzt, den Krieg zum Teufel wünscht und sich nach der Heimat sehnt.

Die rumänischen Soldaten sind kriegsmüde. Sie sehen keinen Sinn mehr in diesem Kampf. Aufhören wollen sie, den Soldatenrock mit den Zivilkleidern vertauschen.

Doch die großen Herren wollen den Krieg.

Die Blechbüchsen im Stacheldraht scheppern. Jaulend fängt sich der Seewind in den Drähten.

Papjol schiebt eine Handvoll Maiskörner in den Mund, kaut unlustig.

Durch die Schießscharten seines MG-Standes kann der Soldat Papjol den ersten Graben sehen. Hin und wieder tauchen darin die Stahlhelme der Kameraden auf. Papjol kann mit seinem MG über die Köpfe der Kameraden hinwegschießen. Überhöhtes Schußfeld nennen es die Offiziere. Papjol ist es egal, wie sie es nennen. Er weiß nur eines: daß er auf die Russen schießen muß, wenn sie mit ihren Schiffen kommen.

»Fliegeralarm!«

Papjol kriecht unter das Tarnnetz, blickt in den Himmel. Es darf nicht geschossen werden, wenn russische Flieger über der Küste auftauchen, weil sonst die Stellungen verraten werden könnten.

Papjol kann die sowjetische Maschine erkennen, bevor er noch das Motorengeräusch hört. Es ist ein Aufklärer. In zweitausend Meter Höhe kreist das Flugzeug über den Küstenstellungen der Osereika-Bucht. Es dreht eine Schleife um die andere, geht dann tiefer herab. Der Pilot ist anscheinend sehr neugierig. Dann fliegt die Maschine in östlicher Richtung ab.

Das war die einzige Unterbrechung der Ruhe an diesem Tag.

Als es dämmert, hören die rumänischen Gefechtsvorposten Motorengeräusch auf dem Meer. Es hört sich an, als führen ziemlich viele Schiffe ganz nahe am Ufer entlang. Aber die Dunkelheit bricht rasch herein. Man kann nichts mehr sehen.

In dieser Nacht vom 3. auf den 4. Februar ist es tatsächlich so stockdunkel, daß man nicht einmal die Hand vor den Augen erkennen kann. Es bleibt auch dunkel, weil Neumond ist.

Um 21 Uhr kommt die Grabenkontrolle, ein Feldwebel. Dieser und der Soldat Papjol unterhalten sich eine Weile.

Papjol stößt plötzlich einen unterdrückten Schrei aus und sagt:

»Dort, dort! Sehen Sie doch!«

Der Anblick, der sich den rumänischen Soldaten von See her bietet, birgt eine finstere Drohung in sich.

Die Dunkelheit wird jäh von grellfarbenen Blitzen aufgerissen. Das Mündungsfeuer schwerer Schiffsgeschütze zuckt über den Horizont.

*

Während in den rumänischen Stellungen in der Osereika-Bucht die Hölle ausgebrochen ist, rasseln beim Divisionsstab der 73. ID die Telefone.

»Russische Schiffsartillerie beschießt Infanteriestellungen in der Bucht.«

Der Ia nickt. »Das ist der Angriff!«

»Oder ein Ablenkungsmanöver«, meint General von Bünau.

Sie treten vor den Gefechtsstand. Der Himmel über der See ist erhellt von den Abschüssen der Schiffsgeschütze. Plötzlich ist in der Luft ein Dröhnen zu hören.

»Flugzeuge!« sagt jemand. »Russische Bomber!«

Das Dröhnen schwillt rasch an, und schon hängt der erste »Christbaum (Leuchtzeichen) über der Osereika-Bucht. Ein zweiter folgt, ein dritter. Schließlich sind es mehrere Dutzend Leuchtfallschirme, die die Nacht zum Tag werden lassen.

Gleich darauf rauschen die Bomben in die Bucht, platzen die Flammenbündel, schmettern die Einschläge.

Bomber und Schiffsartillerie! Das ist kein Ablenkungsmanöver mehr. Das ist die gefürchtete russische Landung in der Osereika-Bucht; darüber gibt es nun keinen Zweifel mehr.

Der russische Angriff erfolgt genau im Bereich der deutschen Heeresküstenartillerieabteilung 789.

»Einen besseren Landeplatz hätten sich die Iwans (Spitzname für Russen) gar nicht aussuchen können!« knurrt der Richtkanonier, Unteroffizier Dickmann, von der B-Batterie. »Prima Deckung, Geröll und Strauchwerk, und dazu ein brettebener Sandstrand.«

Dickmann bekommt keine Antwort. Die Kanoniere und Leutnant Forbach blicken wie fasziniert zur Küste hinüber. Noch haben die Russen das Feuer der Schiffsartillerie nicht zurückverlegt, noch hämmern sie auf den Strand herab. Sie zerschlagen die Strandhindernisse, brechen die Minensperren auf, fegen die Feldwachen der Rumänen aus den Löchern.

Der Obergefreite Mädler hinter seinem Flak-Scheinwerfer am Ostende der Osereika-Bucht tritt nervös von einem Bein auf das andere. »Verfluchte Dunkelheit. Wenn ich doch nur aufblenden könnte. Wenn man die Burschen sehen würde …«

»Noch nicht!« fährt ihn Wachtmeister Appel, Geschützführer der Kanonenbatterie 4, an. »Die sind noch nicht nahe genug heran.«

Der Feuersturm hält mit unverminderter Heftigkeit an. Die Bomber laden weiterhin ihre tödliche Fracht ab. Sehen kann man sie nicht, nur hören. Sie fliegen ziemlich hoch, befinden sich oberhalb der Lichtgrenze der Leuchtfallschirme.

Bei den Küstenbatterien herrscht indessen grimmige Genugtuung. Der Trick mit den Scheinstellungen hat beim Russen verfangen. Er bombardiert die raffiniert nachgemachten Kanonen- und Haubitzenstellungen, verwandelt das Gelände in ein rauchendes Trümmerfeld.

Oberleutnant Stepanow, Kompanieführer im rumänischen Infanterieregiment 38, versucht verzweifelt, seine Männer zusammenzuhalten. Die Infanteristen verlieren in diesem teuflischen Artilleriefeuer allmählich die Nerven.

Zusammen mit einer Handvoll mutiger Männer stellt er sich den zurückweichenden Soldaten entgegen. »Bleibt, wo ihr seid.

Der Russe verlegt das Feuer zurück!« beschwört und befiehlt Stepanow.

Umsonst! Das Chaos ist zu groß. Die letzten Widerstandsnester sind von der russischen Schiffsartillerie niedergekämpft. Überall liegen Tote und Verwundete herum, viele schreien nach dem Sanitäter. Zwei Feldwebel hasten durch die Granateinschläge und schleppen verwundete Kameraden aus der Feuerzone.

Oberleutnant Stepanow hat die Übersicht völlig verloren. Das ist kein Wunder. Einmal ist es unmöglich, in dem Rauch etwas zu erkennen, zum anderen zwingen die Einschläge ihn immer wieder in Deckung.

In einer Feuerpause, die nur wenige Sekunden dauert, rennt der Oberleutnant zu seinem Gefechtsbunker, der wie durch ein Wunder noch keinen Treffer abbekommen hat.

Mit zitternder Hand dreht der rumänische Kompaniechef an der Fernsprechkurbel und brüllt: »Verbindung zum Regiment! Aber rasch!«

Es erfolgt keine Antwort. Die Leitung ist tot. Auch die Direktverbindungen zu den weit vorgeschobenen MG-Nestern und Feldwachen sind beim Teufel. Niemand antwortet.

Der Oberleutnant mit dem russisch klingenden Namen jagt wieder ins Freie.

Der Einschlag einer 20-cm-Granate wirft ihn gegen die Grabenwand, überschüttet ihn mit Dreck und Sand. Keuchend rafft Stepanow sich vom Boden auf, läuft die zerbombten Gräben entlang, bis er auf einen Haufen verängstigter Soldaten trifft, die in einem zerschossenen Granatwerferstand kauern.

Obwohl den Männern die Angst sichtlich im Nacken hockt, gelingt es dem rumänischen Offizier, die Soldaten durch sein Beispiel mitzureißen.

In einem Trichterfeld graben sie sich unter Beschuß ein.

Zehn Mann in einer entfesselten Hölle …!

*

Zweifellos ist die Artillerievorbereitung der Russen gigantisch, ein furioser Auftakt zur Landung in der Osereika-Bucht.

Die materielle Überlegenheit der Roten Armee und der Marine spricht eine deutliche, tödliche Sprache.

Für die deutschen und rumänischen Küstenstreitkräfte mag es so aussehen, als arbeite hier eine präzise Vernichtungskraft, als säße hinter dem russischen Landeunternehmen eine klare, gefährliche Zielstrebigkeit.

In Wirklichkeit wickelt sich die Landung aber keineswegs so reibungslos ab, wie es den Anschein hat.

Die russische Invasion auf der Taman-Halbinsel steht bereits in der ersten Stunde unter einem unglücklichen Stern. Armee und Marine sind sich uneinig, ja, sie stehen sogar in einem erbitterten Widerstreit.

Bereits vor Beginn der Operation war es zwischen Vizeadmiral Oktjabrski, dem Chef der Schwarzmeerflotte, und der Armee zu hitzigen Meinungsverschiedenheiten über die Durchführung der Landung gekommen.

Der russische Admiral vertrat den Standpunkt, daß es wider alle militärische Vernunft sei, ein so kompliziertes Landungsunternehmen bei Neumond zu starten.

»Wie sollen wir Landungsflotte und Seestreitkräfte koordinieren«, hatte Oktjabrski getobt, »wenn man die Hand nicht vor den Augen sehen kann? Die Landung muß zur Katastrophe führen, wenn die Sturmtruppen die Verbindung zueinander verlieren. Gewiß, wir können auch bei Dunkelheit die Küste unter Feuer nehmen. Aber was passiert, wenn die eigentliche Landung abrollt?«

Aber Oktjabrski stößt auf den Widerstand der Armeegenerale, sogar auf den Stalins.

Die Generale sagen: »Unsinn! Gerade bei totaler Dunkelheit haben wir eine echte Chance, die Faschisten in der Osereika-

Bucht zu werfen. Unsere Soldaten sind die geborenen Nachtkämpfer. Die Deutschen versagen im Nachtgefecht. Also landen wir bei Dunkelheit.«

Da auch Stalin sich dieser Meinung anschließt, wird der vom STAWKA ausgearbeitete und bereits genehmigte Plan Wirklichkeit.

Dieser Plan sieht vor, daß die Landung in zwei Abschnitten durchgeführt werden soll.

Erste Landungsphase: Kurz nach 2 Uhr (Abbruch des Artilleriefeuers auf die Küste) werden 1.600 Mann erprobte Marineinfanteristen mit starken Panzerkräften an Land gesetzt. Die erkannten feindlichen Widerstandsnester und Artilleriestellungen müssen unterdessen von der schweren Schiffsartillerie und den Bombern außer Gefecht gesetzt sein. Bildung eines ausreichend großen Landekopfes.

Zweite Landungsphase: Noch vor Einbruch der Morgendämmerung Anlanden der zweiten Welle, den Einheiten mit schweren Waffen. Ausweitung des Landeskopfes. Die Marinesicherungsstreitkräfte haben sich sofort bei Anbrechen des Büchsenlichtes von der Küste abzusetzen.

Dichtgedrängt stehen die sowjetischen Marineinfanteristen des 45. Marineinfanteriebataillons unter der Führung Major Jurij Ragulins an Deck des Landungsbootes. Um sie herum ist Dunkelheit. Nur hin und wieder leuchtet rechts und links ein rasches Blinksignal auf.

Ruhig stampft der Schiffsmotor. Befehle gellen durch das Megaphon. Den Sinn dieser Anweisungen verstehen die Marineinfanteristen nicht. Aber so viel verstehen sie doch, daß die Landungsboote Sichtschwierigkeiten haben.

»Rettungsringe anlegen!« kommt ein Befehl.

Wozu Rettungsringe? fragen sich die Rotarmisten.

Doch dann sickert das Gerücht durch, zwei Landungsboote seien mit einem Zerstörer zusammengestoßen. Der Zerstörer

habe das eine Landungsboot glatt gerammt, Hunderte von Marineinfanteristen kämpften mit den Wellen. Eine Rettungsaktion sei nicht durchführbar, weil kein Scheinwerfer eingeschaltet werden dürfe.

Unentwegt jaulen die Granaten über das Wasser, schlagen drüben bei den Deutschen mit mächtigem Gebrüll ein.

Die Feuerfront verschiebt sich nach und nach zur Nordbucht. Die sowjetischen Marineinfanteristen atmen auf.

Major Ragulin blickt nervös auf die Uhr. Drei Minuten vor zwei Uhr morgens. X-Zeit, Landungszeit! Genau um zwei Uhr setzen sich nämlich die Sicherungsstreitkräfte der Marine vom Landungskorps ab, verlassen die Bühne, die sie bis jetzt in so überzeugender Manier beherrscht haben.

Noch eine Minute!

Major Ragulin reißt das Nachtglas an die Augen und blickt zur rauchenden Küste hinüber, die bereits deutlich aus der Dunkelheit hervortritt.

Dann setzt er das Glas ab und dreht sich zu seinen Kompanieführern um.

»Fertigmachen zum Anlanden!«

Genau auf die Sekunde bricht der Feuerschlag der russischen Schiffsartillerie ab, schweigt der infernalische Donner, tritt gespenstische Ruhe ein.

*

»Aufpassen! Sie kommen!« ruft in diesem Augenblick Leutnant Mettner, Batteriechef einer Haubitzenbatterie, am Nordhang der Osereika-Bucht, dem Obergefreiten Klaar zu, der hinter seinem 2-KW-Scheinwerfer kauert.

»Aufblenden! Los, los!«

Wie eine explodierende Sonne huscht der starke Scheinwerferstrahl in die Nacht. Der Lichtfinger sticht in die Dunkelheit, tastet über den Strand und tastet suchend über die

Wasseroberfläche.

»Da, da, da sind die Schiffe!« ruft Klaar und schwenkt den Scheinwerfer von rechts nach links.

Ein zweiter Scheinwerfer blitzt auf. Das ist der von der A-Batterie, die am Osthang der Bucht steht.

Es ist taghell geworden. Jede Einzelheit auf See ist deutlich zu erkennen.

Breit und wuchtig heben sich die Landungsboote vom Wasser ab. Mühelos können die deutschen Artilleristen die Menschentrauben an Bord erkennen.

Die Landungsboote haben sich dem Strand inzwischen bis auf etwa hundert Meter genähert. Sieben, acht, zehn, zwölf Schiffe sind es!

»Feuer!«

Die vier Haubitzen brüllen auf. Die Granaten röhren zum Gegner hinüber.

Die zweite Salve verläßt die Rohre.

Das Meer bäumt sich auf. Haushohe Gischtfontänen jagen hoch. Dicht bei den russischen Landungsbooten liegen die Treffer.

Und noch einmal: »Feuer! Feuer!«

*

»Die verdammten Scheinwerfer!« brüllt Oberleutnant Tikal, Kommandant eines russischen Minensuchers, der zur Sicherung mitgefahren ist. »Feuer auf die Scheinwerfer!«*

Die beiden Buggeschütze feuern und versuchen, die Scheinwerfer außer Gefecht zu setzen. Aber da sind sie wieder weg. Dunkelheit! Die sowjetischen Marineartilleristen fluchen.

Achtung! Jetzt sind die Scheinwerfer wieder in Tätigkeit. Drei sind es schon.

Ein Küstenschutzboot hat sich neben den Minensucher

* Rekonstruktion nach russischen Dokumentationen.

gelegt. Es nimmt die deutschen Scheinwerfer ebenfalls unter Beschuß.

Auch von Bord der Landungsboote tackern die Maschinengewehre zum Feind hinüber. Lange, tödliche Leuchtspurschnüre zischen über das Wasser, fressen sich durch die Dunkelheit an die Scheinwerfer heran.

»Volltreffer!« brüllt Oberleutnant Tikal. Er hat es genau beobachten können, daß zwei Granaten neben den Scheinwerfern einschlugen.

Aber das blendende Licht bleibt. Trotz des starken Beschusses.

An Bord des Landungsbootes »Krim« stehen die Marineinfanteristen sprungbereit. Das schwere Sturmgepäck drückt auf die Schultern. Der Stahlhelmriemen klebt am verschwitzten Kinn.

Da! Ein brüllender Einschlag. Dicht neben der Steuerbordwand. Ein Wasserschwall ergießt sich über das Deck. Das Boot schlingert gefährlich hin und her.

Ein zweiter Einschlag. Ein dritter. Vier Soldaten werden von der Sturzsee über Bord gerissen. Ihre entsetzten Schreie gehen im Krachen der Einschläge unter. Niemand kümmert sich um die Männer.

Kapitän Wikulow, Chef der 15. Kompanie, wischt sich die Nässe aus dem Gesicht. Das Salzwasser brennt in seinen Augen.

Erneut ein Einschlag vor dem breiten Bug des Landungsbootes. Die Splitter prasseln gegen die Schiffswand.

Plötzlich stoppt das Boot, keine siebzig Meter von der Küste entfernt.

»Dawai, dawai! Angriff. Vorwärts, vorwärts!«

Die Landeklappe poltert herab, patscht ins Wasser.

Die Marineinfanteristen der 15. Kompanie stürzen los – und versinken bis zum Hals in der See.

Gellende Flüche. Überstürzte Befehle.

Zum Teufel! Hatte es nicht geheißen, das Wasser sei an dieser Stelle nur brusttief?

Es war so! Aber in der allgemeinen Aufregung hatte sich der Kommandant des Landungsbootes in der Entfernung verschätzt und statt bei siebzig Metern bereits bei einhundertzehn Metern den Befehl zum Anlanden gegeben.

Auch auf dem Transporter »Komsomol« reißt der Befehl »Fertigmachen zum Einbooten!« die Marinesturminfanteristen aus ihren Gedanken.

»Alle Maschinen stop!«

Die Anker fallen, rasseln auf Grund.

Die Männer stolpern über Deck, hangeln sich an der Bordwand hinunter und springen in die bereitliegenden Sturmboote.

Granateinschläge tasten sich an den dicken Transporter heran. Berstendes Heulen, ohrenbetäubende Detonationen.

»Schneller, schneller! Dawai, dawai!« peitschen die Befehle übers Deck.

Vierhundert Männer gehen in die Sturmboote. Die Motoren heulen auf – und los geht die Höllenfahrt.

Diese vierhundert Marineinfanteristen sind der Rest der ersten Welle, die in der Osereika-Bucht gelandet werden soll.

In breiter Front tuckern die Boote gegen die Küste. Unvermittelt geraten sie in das Feuer einer deutschen Küstenbatterie. Innerhalb von drei Minuten kentern vier Sturmboote, zwei werden völlig zerstört. Fünf Boote kehren um.

Die Deutschen haben sich mit Hilfe der immer noch intakten Scheinwerfer mittlerweile eingeschossen und legen Sperrfeuer vor die Küste.

Das ist die große Überraschung dieser Stunde. Entgegen allen Erwartungen ist die deutsche Küstenartillerie nicht vernichtet, sondern sie schießt, was aus den Rohren geht.

Die Wirkung des deutschen Artilleriefeuers bekommt in diesem Augenblick auch Kapitän Wikulow zu spüren. Er und seine Männer haben zwar den Strand erreicht, aber nun bricht die Hölle über sie herein. Die Kanonenbatterie des Oberleutnants Böhm nimmt die gelandeten Russen unter direkten Beschuß.

Sand stiebt auf. Querschläger jaulen. Verwundete schreien ihre Not in die Nacht.

»Eingraben! Eingraben!« befiehlt der Kapitän.

Eingraben anstatt anzugreifen? Diese Morgenstunde hört viele Flüche. Russische und deutsche.

Der Unteroffizier Komarowo, durch einen Granatsplitter am Hals verwundet, robbt mit seiner Gruppe auf das Uferstrauchwerk zu und bringt ein schweres Maschinengewehr in Stellung. Der Sandboden unter ihnen ist weich. Rasch werden Deckungslöcher gegraben.

Wikulow jagt einen Melder zum Strand. »Sehen Sie nach, wo die verruchten Panzer bleiben!« befiehlt er dem Mann.

Die Panzer? Ja. Mit der ersten Welle sollten zwanzig T 34 und einige amerikanische an Land gehen, um zusammen mit der Marineinfanterie die deutschen Widerstandsnester niederzukämpfen.

Der Gefreite rennt los. In kurzen Sprüngen hastet er zum Wasser.

Unterwegs trifft der Melder auf einen Unterleutnant in der Uniform der Tankisten (Panzer).

»Genosse Unterleutnant«, keucht der Melder, »der Kapitän läßt anfragen, wo die Panzer bleiben.«

»Abgesoffen!«

»Aber das ist doch nicht möglich«, stotterte der Melder.

»Was ist nicht möglich? Daß ein Tank im Meer absäuft? Das Wasser ist zu tief. Lief in die Auspuffrohre. Aus! Sagen Sie dem Genossen Kapitän, es werde noch eine Weile dauern, bis die zweite Welle Panzer an Land gehen kann.«

Die russische Führung hatte an vieles gedacht. Daran aber nicht. Dabei wäre diese Panne leicht zu vermeiden gewesen. Man hätte nämlich nur die Auspuffrohre hochzuziehen brauchen.

Aber – es fehlt den Russen eben an maritimen Erfahrungen. Das rächt sich jetzt. Was als Überraschungsschlag gedacht war, vollzieht sich nun quälend langsam. Nichts klappt mehr. Weder die Nachrichtenverbindungen noch die einheitliche Führung.

Während die deutschen Küstenbatterien den gelandeten Gegner – die erste russische Landungswelle – unter direkten Beschuß nehmen, die Sowjets sich im schmalen Landekopf festkrallen, schwere Waffen erwarten und Maschinengewehre in Stellung bringen, vollzieht sich draußen auf See ein Drama besonderer Art.

Gleich nach der Landung der ersten Welle sollte – laut Plan – die zweite Welle, das Gros des Landungskorps, angelandet werden. Zusammen mit den Sturmbrigaden auch die Granatwerfer, Pak, und Panzer. Ja sogar eine Brigade »Stalinorgeln«.

Voraussetzung für die zweite Anlandung aber ist das verabredete Leuchtzeichen: Haben Landekopf freigekämpft. Kommt nach!

Dieses Zeichen bleibt aus. Es kann nicht gegeben werden, weil die erste Welle nicht in der Lage ist, den befohlenen Landekopf zu bilden. Die Marinesturminfanteristen liegen noch fest. Sie ducken sich in die Löcher, und erst nach und nach besinnt man sich, Stoßtrupps gegen die deutschen Batteriestellungen loszuschicken.

Das Gros hingegen liegt noch zehn Meilen von der Küste entfernt und wartet auf den Abruf, der von den vorgepreschten Sicherungsstreitkräften gegeben werden soll.

Eine halbe Stunde, eine Stunde vergeht. Wo bleibt das Signal? Warum kommt es nicht? Ist etwas schief gegangen?

Endlich kommt der Funkspruch: »Zweite Welle anlanden!«

»Viel zu spät!« fluchen die Kommandeure. »Wir kommen genau in die Morgendämmerung hinein. Gerade das aber sollte doch vermieden werden.«

Das war die Meinung der Heeresleitung, nicht aber die der Admiralität. Die Admiralität wollte die Landung beim Morgengrauen durchgeführt wissen. Aus taktischen Überlegungen heraus? Vielleicht! Ganz sicher steht heute aber fest, daß nicht nur taktische Erwägungen bei der Verzögerung der Anlandung des Gros' eine Rolle gespielt haben, sondern auch ein Stückchen Bosheit.

Um ihre Ansicht durchsetzen zu können, verzögert die sowjetische Admiralität absichtlich die zweite Anlandung bei Nacht und wartet so lange, bis das erste Morgengrauen am Himmel erscheint.

Unterdessen verblutet die erste Landungswelle im Abwehrfeuer der deutschen Küstenartillerie.

Kapitän Wikulow, einige Minuten selbst unter dem Schock des deutschen Feuers stehend, hat sich inzwischen zu dem Entschluß durchgerungen, die deutsche Kanonenstellung am Osthang der Bucht zu nehmen.

Die gefährliche Kanonenbatterie ist nur an ihrem Mündungsfeuer zu erkennen. Die Stellungen selbst bleiben den russischen Marineinfanteristen durch die Dunkelheit verborgen.

*

»Mir nach!« sagt Feldwebel Pohlschröder, Zugführer einer Alarmeinheit, die mit Lastwagen schnell an die bedrohte Küste geworfen worden war.

Die vierzig Grenadiere rennen durch die Nacht. Die Orientierung ist nicht schwer. Die Front ist dort, wo es brennt, wo ein oder zwei deutsche Batterien noch kämpfen. Als

Pohlschröder mit seinen Leuten durch einen Hohlweg kommt,

hören sie vor sich Stimmen. Gerät klappert.

»Volle Deckung!« befiehlt der Feldwebel. »Gottschalk, bring dein MG in Stellung! – Jetzt eine Leuchtkugel, rasch!«

Unteroffizier Lakauer jagt einen weißen Stern in den Himmel. Gleißendes Licht breitet sich aus. Auf die Schlucht hasten Gestalten zu. Zehn, zwanzig! Pohlschröder will schon »Feuer frei!« rufen, als der Gefreite Meister Pohlschröders Arm packt und brüllt: »Das sind Rumänen!«

Tatsächlich, es sind Rumänen! Sie sind jetzt deutlich an den Stahlhelmen zu erkennen.

Pohlschröder jagt noch eine zweite Leuchtkugel in den Himmel, steht auf, winkt und schreit: »Hierher! Hierher! Hier sind deutsche Kameraden.«

Die Rumänen haben die deutschen Worte bestimmt verstanden. Sie zeigen aber wenig Lust, Verbindung mit den Deutschen aufzunehmen. Ganz im Gegenteil, sie schlagen einen Haken und laufen in Richtung des Glebowka-Berges, wo noch eine deutsche Haubitzenbatterie liegt und die Küste unter Feuer nimmt.

»Los, weiter!«

Etwas später trifft Feldwebel Pohlschröder auf einen rumänischen Wachtmeister. Er spricht fließend Deutsch.

»Wie weit ist es noch bis zu eurer Stellung, Kamerad?«

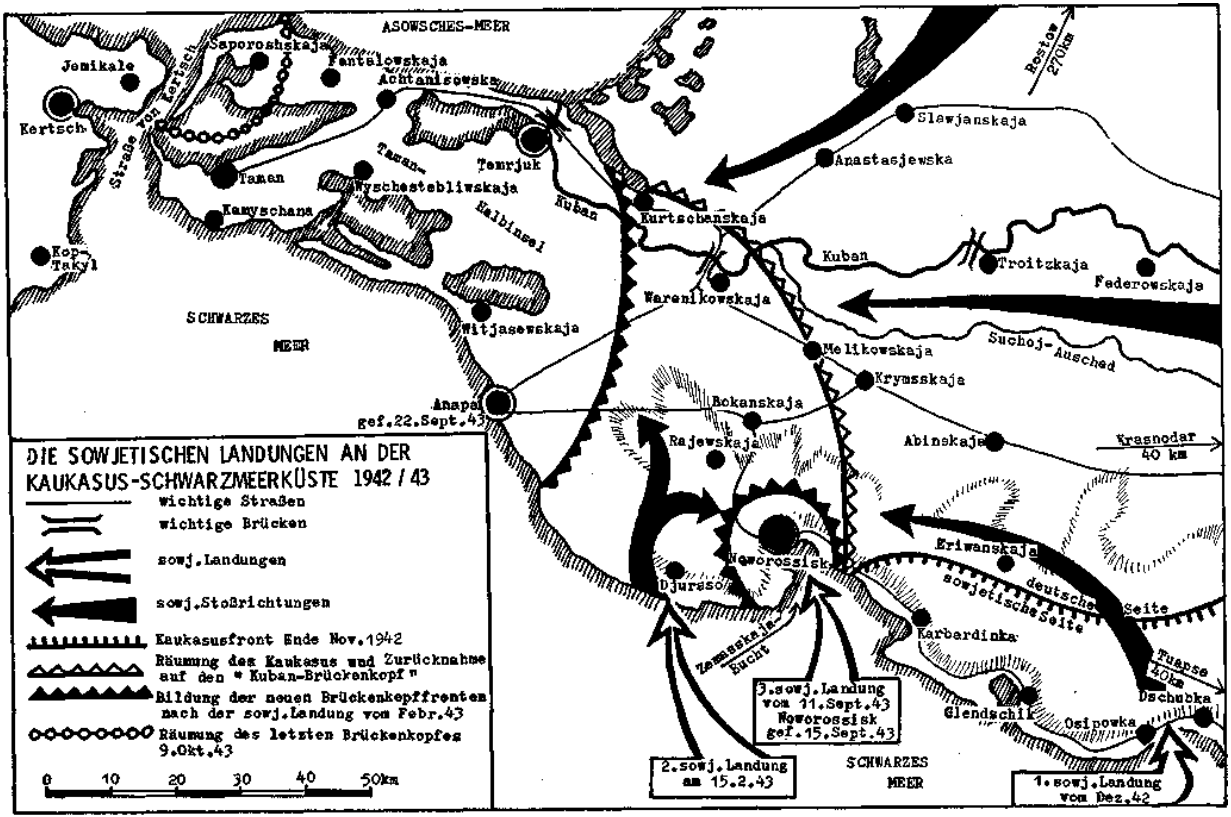
»Sechs- bis siebenhundert Meter.«

»Dann werden wir uns wohl beeilen müssen«, knurrt Pohlschröder. Und mit einem fragenden Blick zu dem rumänischen Wachtmeister: »Kommen Sie mit uns? Oder wollen Sie hinter Ihren Leuten her?«

»Selbstverständlich komme ich mit. Paßt auf. Um die Stellung herum haben wir Minen eingegraben.«

»In Ordnung. Führen Sie uns!«

Maschinengewehrlärm klingt auf. Kurze, abgehackte Feuerstöße. Dann Handgranatenexplosionen.


DIE SOWJETISCHEN LANDUNGEN AN DER KAUKASUS-SCHWARZMEERKÜSTE 1942 / 43
wichtige Straßen
wichtige Brücken
sowj.Landungen
sowj.Stoßrichtungen
Kaukasusfront Ende Nov.1942
Räumung des Kaukasus und Zurücknahme auf den "Kuban-Brückenkopf"
Bildung der neuen Brückenkopffronten nach der sowj.Landung vom Febr.43
Räumung des letzten Brückenkopfes 9.Okt.43
0 10 20 30 40 50km
ASOWSCHES-MEER
SCHWARZES MEER
Jenikale
Kertsch
Straße von Kertsch
Saporoshskaja
Pantelejewskaja
Achtanizowska
Taman
Temrjuk
Taman-Halbinsel
Wyschestebliwskaja
Kamyschana
Kop-Takyl
Kuban
Kurtschanskaja
Warenikowskaja
Witjasewskaja
Anapa
gef.22.Sept.43
Rostow
270km
Slawjanskaja
Anastasjewska
Kuban
Troitzkaja
Federowskaja
Suchoj-Ausched
Melikowskaja
Krymsskaja
Bokanskaja
Rajewskaja
Abinskaja
Krasnodar
40 km
Eriwanskaja
Noworossisk
Djurso
Zemesskaja Bucht
sowjetische Seite
deutsche Seite
Karbardinka
Tuapse
40km
Glendschik
Osipowka
Dschubka
3.sowj.Landung vom 11.Sept.43 Noworossisk gef.15.Sept.43
2.sowj.Landung am 15.2.43
1.sowj.Landung vom Dez.42

Pohlschröder bleibt stehen. »Wo war denn das?«

»Der Richtung nach muß es bei unseren Stellungen gewesen sein«, erklärt der rumänische Wachtmeister verdutzt.

»Aber Sie sagten doch, in der Stellung seien keine rumänischen Soldaten mehr.«

»Sind auch nicht mehr«, sagt der Wachtmeister.

Jetzt tackern gleich drei MG. Erneute Handgranatendetonationen sind zu hören.

»Da stimmt doch was nicht!« brummt Feldwebel Pohlschröder.

»Los, Lakauer, nimm deine Leute und schau mal nach, was da vorn los ist.«

In der verlassenen rumänischen Geschützstellung ist allerhand los. Eine Gruppe verwundeter deutscher Artilleristen, die sich auf dem Weg zum Hauptverbandsplatz befand, stieß überraschend auf die rumänische Geschützstellung.

Fünf Minuten später waren die Russen da. Plötzlich tauchten Gestalten in der Dunkelheit auf. Man rief sie an. Als Antwort bellte eine Maschinenpistole. Da wußten sie, was die Stunde geschlagen hatte.

Und jetzt sitzen sie alle in der Tinte. Sie besitzen nur ihre Pistolen und einige Stielhandgranaten.

Drei russische MG beharken die in der Dunkelheit liegende Artilleriestellung. Da um die Kanonen Sandsäcke aufgebaut sind, können die MG-Garben bei den Deutschen Landsern kein Unheil anrichten. Aber lange wird der Gegner sicher nicht warten und dann angreifen.

Da knattert eine Reihe von hellen Explosionen durch die Nacht. Entsetzte Schreie! Schrille Rufe!

Minen! Die Russen waren auf die Minen gelaufen!

Feldwebel Pohlschröder und seine Männer haben die rumänische Geschützstellung erreicht.

»Wie breit ist der Minengürtel?« will Pohlschröder wissen.

Der rumänische Wachtmeister gibt Auskunft. »Zehn Meter rund um die Batterie. Nur hinten liegen keine Minen.«

»Ist die Stellung zu verteidigen?«

»Ja! Es gibt etliche Gräben und Sandsackwehren.«

Pohlschröder, der erfahrene Infanterist, entschließt sich, nicht zu verteidigen, sondern anzugreifen.

»Wenn die Russen sich erst mal festgesetzt haben, kriegen wir sie nicht mehr los. Also greifen wir an.«

*

Angreifen will auch Kapitän Wikulow. »Umgeht das Minenfeld!« befiehlt er seinen beiden Offizieren. »Räumt die Stellung von hinten aus.«

Die Rotarmisten werden in zwei Gruppen aufgeteilt und schwärmen aus. Lautlos und sicher bewegen sie sich im Gelände. Sie sind geborene Nachtkämpfer. Jetzt sind sie wieder in ihrem Element. Jetzt sind sie gefährlich.

Trotzdem ziehen sie vorerst den kürzeren. Da sie zwar erwartet hatten, daß die Geschützstellung verteidigt wird, nicht aber, daß sie plötzlich aus der Dunkelheit heraus angegriffen werden, überkommt sie eine momentane Entschlußlosigkeit.

Aber da prasseln ihnen MPi-Salven entgegen, steigt das heisere »Hurra« der deutschen Grenadiere in den Nachthimmel. Ein grausames Gemetzel, ein Nahkampf ohne Pardon hat begonnen.

Kapitän Wikulow sammelt unterdessen den Rest seiner Marineinfanteristen hinter einer Heckenreihe. Viele sind es nicht mehr: vierzehn Mann, zwei davon ziemlich schwer verwundet. Alle anderen sind vor der Artilleriestellung geblieben.

»Holt Putschkow und seine Leute heran!« befiehlt der Kapitän. »Bringt den Reservezug bei, mit oder ohne Tanks.«

Indessen graut im Osten fahl die erste Dämmerung. Noch vermag die Helligkeit die Dunkelheit nicht zu verdrängen. Aber der Tag kommt. In wenigen Minuten wird das Kampffeld nicht mehr im Schutz der Nacht liegen.

Das wissen auch die Marinesturminfanteristen, die Luftlandeeinheiten, die Spezialtrupps, die Panzerbesatzungen, die Artilleristen, die als zweite Welle auf den großen Transportern der Küste zudampfen.

Sie alle hatten gehofft, noch bei Dunkelheit an Land gesetzt zu werden. Sie unterlagen, genauso wie ihre Generale, der trügerischen Hoffnung, die Nacht sei ihr Verbündeter.

Jetzt aber gibt es keinen Zweifel mehr darüber: Die zweite Welle wird bei Tageslicht angelandet werden.

Im Moment besteht jedoch noch keine Gefahr. Die Transporter dampfen im Schutz der Flotte auf die Küste zu. Was kann da schon passieren? Es ist eine gewaltige Streitmacht, die da aufmarschiert ist: zwei Kreuzer, eine Anzahl Zerstörer, das Flaggschiff, der Großzerstörer »Charkow«, und Dutzende von Torpedobooten, Minensuchern, U-Booten und Küstenschutzbooten.

Ein stolzer Anblick, ein beruhigendes Bild!

Die Stimmung auf den Transportern steigt. Auf der riesigen »Lenin« stimmen sie sogar Kampflieder an.

Plötzlich aber breitet sich auf den Decks Unruhe und Verblüffung aus. Noch können sie es nicht fassen, was ihre Augen sehen, bis dann einer ruft: »Die Flotte dampft ab!«

Die Flotte dampft ab? Soll das ein Scherz sein? Wieso dreht die Sicherungsflotte ab, bevor die Transporter ihre Fracht an Land gebracht haben?

»Ein Manöver!« beruhigt ein höherer Stabsoffizier die aufgeregten Rotarmisten. »Die Kreuzer und Zerstörer wollen die deutsche Küstenartillerie täuschen.«

Der russische Stabsoffizier irrt. Die Kreuzer und Zerstörer fahren kein Täuschungsmanöver, sie dampfen tatsächlich

davon, verlassen das Gefechtsfeld, setzen sich in Richtung Heimathäfen ab.

Sabotage? Ein Befehlsirrtum?

Keines von beiden. Die Sicherungsflotte hält sich nur strikt an den Befehl, bei Anbruch der Morgendämmerung das Kampffeld zu verlassen.

*

Mit größter Spannung und Unruhe erwarten die Kanoniere der C-Batterie des Oberleutnants Winn den Anbruch des Morgengrauens.

Geschützführer und Richtkanoniere haben die Ferngläser vor die Augen gepreßt und starren seewärts.

Noch ist es zu dunkel, um Einzelheiten erkennen zu können. Die See gibt ihr Geheimnis noch nicht preis. Dafür flackert in der Bucht starker Gefechtslärm auf.

Winn, der einen Zweimann-Spähtrupp ins Vorfeld losgeschickt hat, weiß, daß die rumänischen Feldwachen von russischen Stoßtrupps überrumpelt worden sind, daß zwischen der Küste und der Stellung der C-Batterie sich keine eigenen infanteristischen Kräfte mehr befinden.

Um keine unliebsame Überraschung zu erleben, hat der Oberleutnant den Gefreiten Herberts als vorgeschobenen Späher losgeschickt.

Herberts, der sich auf einem kleinen Hügel eingegraben hat, der eine gute Übersicht auf die Bucht gewährleistet, beobachtet aufmerksam das hügelige, strauchbewachsene Gelände.

Bis jetzt hat sich noch kein Russe im Vorfeld der Geschützstellung gezeigt. Aber das sagt gar nichts. Die Russen, Meister in der Tarnung und im geräuschlosen Anschleichen, können sich längst vorangearbeitet haben.

Die Situation der C-Batterie wird aber noch durch einen anderen Umstand erschwert. Sämtliche Nachrichtenver-

bindungen zu den höheren Stäben – also Abteilung und Regiment – sind gestört. Das schwere Feuer der Schiffsgeschütze und die Bomben der russischen Kampfflieger haben alle Fernsprechleitungen in einer Tiefe von mehreren Kilometern unterbrochen.

Die deutschen Küstenbatterien erhalten keine Befehle ihrer übergeordneten Kommandostellen mehr. Die Batteriechefs sind auf sich allein gestellt und somit gezwungen, die entsprechenden Entschlüsse zu fassen.

Mit dem Anbruch des Tages kommt leichter Nebel auf. Er erschwert die Beobachtung und erleichtert den gelandeten russischen Stoßtrupps das Anpirschen an die deutschen Stellungen.

Der Gefreite Herberts ist gezwungen, sich mehr auf seine Ohren als auf seine Augen zu verlassen.

Was seine Ohren aber vernehmen, ist beunruhigend:

Panzer!

Oberleutnant Stepanow, der rumänische Kompaniechef, kauert mit seinen vierzehn Soldaten in zwei Granattrichtern und ist entschlossen, den Sowjets energischen Widerstand zu leisten. Er hofft noch immer, daß die Deutschen Verstärkung heranbringen, mit deren Hilfe die verlorengegangenen Gräben wieder besetzt werden können.

Diese Hoffnung soll sich aber nicht erfüllen, jedenfalls in den nächsten Stunden nicht. Dazu ist die Lage noch zu unübersichtlich General von Bünau ist sich im Moment noch nicht ganz klar, wo der russische Angriffsschwerpunkt liegt, denn es ist kaum anzunehmen, daß die Sowjets nur an einer Stelle der Taman-Halbinsel zu landen versuchten.

Die wenigen Eingreifreserven, die Bünau zur Verfügung hat, müssen jedoch richtig zum Einsatz gebracht werden. Keine Gruppe darf verzettelt werden.

Diese Überlegung allein ist der Grund, warum die Küstenverteidigungskräfte in der Osereika-Bucht keine

Verstärkung erhalten und deshalb gezwungen sind, selbständig zu operieren.

Auch die Sowjets, die an dem schmalen Küstenstreifen gelandet sind, befinden sich in einer durchaus unerfreulichen Situation. Bei ihnen ist so ziemlich alles schiefgegangen. Nicht nur, daß sie große Verluste erlitten haben, es sind bis jetzt auch noch keine schweren Waffen nachgekommen; von den wenigen Panzern abgesehen, die man mühsam an den Strand gerettet hat und die jetzt dastehen, von den Besatzungen fluchend betreut, denn die Motoren wollen nicht mehr.

Major Ragulin hat seinen Gefechtsstand unmittelbar am Wasser aufgeschlagen. Er will zur Stelle sein, wenn der Nachschub von See her eintrifft.

Sehr bald muß Ragulin aber einsehen, daß in der nächsten Stunde wohl kaum mit dem Eintreffen der schweren Waffen zu rechnen sein dürfte. Von der Transporterflotte ist nämlich nichts zu sehen.

In dieser Minute begreift der sowjetische Major, daß er allein handeln muß. Er setzt sich daher an die Spitze eines kampfstarken Stoßtrupps und beschließt, die ihm am nächsten liegende deutsche Batteriestellung anzugreifen. Diese Batterie ist die C-Batterie des Oberleutnants Winn.

Knappe achthundert Meter liegen zischen der Küste und der deutschen Kanonenbatterie. Ein Drittel davon besteht aus dichtem Mischwald.

»Die Waldgrenze müssen wir erreichen, bevor es hell wird!« schärft der sowjetische Bataillonskommandeur seinen Männern ein. »Also vorwärts, los!«

In diesem Augenblick rollen drei »Stuart«-Panzer heran. Zwar trieft noch die Nässe von den Gleisketten, aber die Stahlkolosse fahren.

Ragulin kommen die Tanks sehr gelegen. »Aufsitzen!« befiehlt er den Marineinfanteristen.

Dem jungen Panzeroberleutnant erklärt der Major kaltblütig:

»Fahren Sie so lange geradeaus, Genosse Oberleutnant, bis wir auf Widerstand stoßen. Eher wird nicht angehalten.«

Dieser durch Panzer verstärkte Stoßtrupp ist es, der Oberleutnant Stepanow und seinen Männern eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Das tiefe Dröhnen der Panzermotoren und das häßliche Kreischen der Gleisketten kann selbst einem unerschrockenen Kämpfer den Nerv rauben.

»Wenn es nur Panzer sind, durchlassen!« hämmert er seinen Männern ein. »Sitzt Sturminfanterie drauf, dann mit allen Waffen draufhalten. Habt ihr verstanden?«

Da, wo sie in Deckung liegen, fällt das Gelände leicht zur See hin ab. Das ist günstig für sie. Das Motorengeräusch kommt näher. Ab und zu knallt eine Fehlzündung, faucht ein Flammenstrahl aus den Auspufftöpfen.

Stepanow hat sich über den Trichterrand geschoben, die Leuchtpistole in der rechten Hand. Die drei Maschinengewehre, die er noch zur Verfügung hat, sind in Stellung gegangen. Die Sicht ist jetzt etwas besser, der Morgennebel hat sich verflüchtigt.

Jetzt! Undeutlich schieben sich drei dunkle Schatten den Hang herauf. Das sind die russischen Panzer!

Auf den Hecks hockt russische Sturminfanterie. Die Panzer ändern die Richtung, so daß sie mehr seitlich an den rumänischen Soldaten vorbeirollen. Stepanow gibt noch ein paar Sekunden zu. Er wartet, bis die Panzer aus der Flanke zu packen sind. Dann hebt er die Leuchtpistole. Der Schuß knallt. Die Leuchtkugel platzt auseinander, gleißendes Licht!

»Feuer, Feuer!« Die rumänischen Maschinengewehre hämmern.

Während die ersten Feuerstöße hoch über die Ziele hinausgehen, liegen die nächsten Salven im Ziel. Die Wirkung ist entsetzlich.

Die Panzer stoppen. Rotarmisten springen zu Boden, werfen sich hin. Andere stürzen, von den MG-Garben erfaßt, von den

Hecks der Panzer.

Die russischen Marineinfanteristen sind verwirrt. Vereinzelt bellen Gewehr- und Maschinenpistolenschüsse auf. Befehle gellen. Weithin hallt der Gefechtslärm.

Einer der Panzer schwenkt kettenkreischend herum. Das Rohr pendelt ein. Der Richtschütze sucht die Ziele. Hart knallen die Abschüsse der Panzerkanone. Vor den Trichtern, in denen die rumänischen Soldaten liegen, explodieren die Panzergranaten. Doch die Rumänen schießen weiter, streuen das Gelände rings um die Tanks ab.

Da blitzt ein Scheinwerfer auf einem Hügel auf. Bei der C-Batterie sind sie auf das Gefecht aufmerksam geworden. Geisterhaft huscht der Lichtstrahl über die Ebene, bekommt die russischen Panzer zu fassen.

Sekunden darauf erschüttern die Schläge der Kanonenabschüsse die langsam weichende Nacht. Der Sowjetpanzer, der die Rumänen unter Feuer genommen hatte, fliegt in die Luft. Die Begleitinfanterie stiebt auseinander, weicht zurück. Der zweite Panzer erhält einen Treffer an der linken Kette und dreht sich im Kreis. Eine ganze Salve der C-Batterie setzt ihn schließlich außer Gefecht.

Mit hohen Verlusten ziehen sich Major Ragulin und seine Marineinfanteristen auf einen schützenden Waldstreifen zurück, der sie vorerst der Sicht der deutschen Artillerie entzieht.

*

Mehr Glück hat ein anderer sowjetischer Major in dieser Nacht. Sein Name: Kunikow.

Major Kunikows Aufgabe ist ebenso schwierig wie abenteuerlich. Er und seine Männer (alles ausgesuchte Marineinfanteristen) sollen in der Zemess-Bucht bei Stanitschka landen, die deutsche Verteidigungsfront bei

Noworossisk aufbrechen, die Stadt in Besitz nehmen und, wenn möglich, an ihr vorbeistoßen. Ein gefährlicher Auftrag, weil Noworossisk von starken deutschen und rumänischen Kräften verteidigt wird.

Die russische Führung vertraut jedoch auf das Überraschungsmoment. Die Deutschen werden ein Ladungsunternehmen in der Zemess-Bucht am allerwenigsten erwarten, meinen die Marine- und Heeresstrategen. Sollte dieses Unternehmen wirklich schiefgehen, ist es weiter auch nicht schlimm, denn diese Landung ist in jedem Falle nur als Ablenkungs-, und Täuschungsmanöver gedacht; der Hauptstoß wird und muß in der Osereika-Bucht geführt werden.

Während also bereits die ersten russischen Marineinfanterieeinheiten in der Osereika-Bucht gelandet sind, das Gros der Transportflotte herandampft, die wenigen russischen Stoßtrupps im deutschen Feuer liegenbleiben, eröffnen die sowjetischen Küstenbatterien am Ostende der Zemess-Bucht das Feuer.

Es ist eine gewaltige Feuerkraft. Innerhalb weniger Minuten verwandelt sich der Küstenstreifen beim Kap Myschako in eine Hölle ohnegleichen.

Genau wie in der Osereika-Bucht liegen auch hier in den vordersten Küstenstellungen Rumänen: Einheiten der 10. rumänischen Division.

Etwas abgesetzt dahinter eine deutsche 10,5-cm-Haubitzenbatterie und ein Flak-Kampftrupp mit zwei 8,8-cm-Geschützen.

Vor allem die für den Direktbeschuß eingerichteten 8,8-cm-Kanonen, die 300 Meter über dem Meeresspiegel stehen, müßten eigentlich jede russische Landungsflotte in Grund und Boden schießen können.

In dieser Nacht jedoch wird das Glück den Deutschen untreu. Zudem unterläuft ihnen eine Reihe von verhängnisvollen Fehlern, die später sogar zu einem

gerichtlichen Nachspiel führen …

Das Orgeln und Fauchen der russischen Küstenbatterien übertönt den Kampflärm in der Osereika-Bucht. In Noworossisk schrecken die Landser hoch, jagen die Melder zu den Stäben, klingeln die Feldfernsprecher.

»Russe beschießt die Stellungen beim Kap Myschako.«

Merkwürdigerweise wird dieser Alarmmeldung keine große Beachtung beigemessen. Ein sowjetischer Feuerüberfall ist nichts Neues. Das hatte der Russe schon mehrfach gemacht. An ein Landeunternehmen denkt aber niemand. Dabei schickt sich eben in dieser Stunde der Gegner an, einen Handstreich zu starten, der einem Piratenkommando alle Ehre gemacht haben würde.

Während die schweren Granaten der sowjetischen Küstenartillerie die rumänischen Strandstellungen zertrümmern, schieben sich die Boote der 4. russischen Küstenschutzflottille in die Zemess-Bucht hinein. An Bord der Boote befinden sich Marineinfanteristen des Majors Kunikow.

Die Soldaten spähen zum Westufer hinüber. Sie wissen, was dort für Kaliber stehen. Und auch sie fürchten die deutsche Achtacht-Flak.

Aber merkwürdigerweise geschieht nichts. Es fällt auf deutscher Seite kein Schuß. Dabei wird es bereits grau im Osten, die Bucht kann also übersehen werden.

Warum aber unternehmen die Deutschen nichts?

Ein deutscher Flak-Kanonier berichtete wie folgt über jene dramatische Stunde:

»Es war schon öfter vorgekommen, daß der Russe unsere Küstenstellungen mit Trommelfeuer belegte. Aber heute war es besonders schlimm. Die Küste wurde in ein Flammenmeer verwandelt. Unsere Telefonverbindung zu den Rumänen riß gleich in den ersten Minuten des russischen Feuerüberfalls ab. Unser Batteriechef jagte einen Melder los. Aber der kam nicht durch. Und dann schrie plötzlich jemand: ›In der Bucht sind

Schiffe!‹

Der Batteriechef rannte zum Beobachtungspunkt und blickte in die Bucht hinunter. Auch wir nahmen unsere Gläser und beobachteten. Tatsächlich! In der Bucht waren Schiffe. Sie liefen auf Stanitschka zu. Da in der Bucht häufig Boote unserer Marine hin und her fuhren, schöpften wir keinen Verdacht. Das war auch unsere Ansicht, denn hätten sich russische Kriegsschiffe der Küste genähert, wäre bei uns in der Flak-Stellung Alarm gegeben worden. Als dann aber plötzlich das russische Artilleriefeuer landeinwärts sprang und unsere Stellungen unter schwerstem Beschuß lagen, dämmerte es uns. Das da unten waren doch keine deutschen Schiffe, sondern russische; vielleicht sogar eine Landungsflotte. Doch als wir die Gefahr richtig erkannt hatten, war es schon zu spät. Die russischen Boote lagen bereits im toten Schußwinkel unserer 8,8-cm-Kanonen.«

Das war das erste Verhängnis. Die Trumpfkarte der deutschen Küstenverteidigung stach nicht mehr. Die gefürchtete »Achtacht« war ausmanövriert.

Unterdessen jagen die kleinen Boote der 4. sowjetischen Küstenschutzflottille dicht an der Küste entlang, auf Stanitschka zu.

Jetzt, da die russischen Marineinfanteristen aus der unmittelbaren Gefahrenzone der deutschen Flak sind, erfaßt sie eine beinahe euphorische Stimmung. Was kann noch schief gehen?

Major Kunikow gibt das verabredete Blinksignal: »Landen Sie an!«

Es geht alles blitzschnell, ’rein ins nur noch brusttiefe Küstenwasser. Werden jetzt die deutschen Maschinengewehre das Feuer eröffnen?

Die deutschen Maschinengewehre? Es gibt keine deutschen Gewehre am Strand, sondern nur rumänische Feldwachen, ein paar Bunker-MG.

Der rumänische Feldwebel Papadescu brüllt umsonst: »Schießt, schießt!« als die ersten russischen Marineinfanteristen über den Strand auf die Bunkerstellung zurennen.

Den Rumänen sitzt der Schock in den Gliedern.

Papadescu wirft sich hinter das verlassene MG und jagt einen Feuerstoß aus dem Lauf.

Doch als die ersten MG-Garben gegen die schwache Bunkerwand klatschen, räumt auch Papadescu die Stellung.

Der Ruf: »Die Russen sind gelandet«, verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Major Kunikows Marineinfanteristen stoßen nirgends auf ernsthaften Widerstand.

Und erst jetzt merken sie, daß nicht deutsche Soldaten diese wichtige MG-Stellung verlassen haben, sondern rumänische. Ringsum liegt Kriegsgerät umher. Gewehre, Handgranatenkisten, Maschinenpistolen und eine Menge Munition.

Da der MG-Stand zur Rundumverteidigung eingerichtet ist, fällt es den russischen Marineinfanteristen nicht schwer, das Maschinengewehr rasch herumzudrehen.

Aber von einem deutschen Gegenstoß ist vorerst noch nichts zu spüren.

Während der Überraschungsschlag in der Zemess-Bucht geglückt war und die wenigen Widerstandsnester von den Rumänen fluchtartig verlassen wurden, landet Major Kunikow seine zweite und dritte Welle an.

Ohne zu zögern, schickt der russische Major einen starken Stoßtrupp in den Vorort Stanitschka. Zwei weitere erhalten den Auftrag, die deutschen »Achtacht«-Stellungen zu stürmen.

Wie blitzschnell die russischen Aktionen ablaufen, beweist das tragische Schicksal der noch intakten 8,8-cm-Flak. Beide Geschütze sind fest eingebaut, können demnach keinen Stellungswechsel vornehmen.

Plötzlich gellt der Warnschrei auf:

»Die Russen sind da!«

Entsetzt starren die Kanoniere über die Sandsäcke hinweg zum leicht abfallenden Strand hinab.

Tatsächlich! Die Russen greifen an!

Vierzig Rotarmisten, es können auch mehr sein, springen heran. Maschinengewehre bellen. Den Kanonieren fliegen die Fetzen um die Ohren. Sand spritzt zu ihren Füßen auf. Querschläger jaulen durch die Luft.

Einige Kanoniere werfen sich hinter die Brustwehren und nehmen die sowjetischen Marineinfanteristen unter Feuer.

Ein schneller, hastiger Schußwechsel. Flak-Kanoniere sind aber keine Infanteristen, obwohl sie im Verlauf des Krieges schon oft genug zum Karabiner oder zur Maschinenpistole greifen mußten.

Trotzdem wehren sie sich ihrer Haut und schießen, was sie können.

Umsonst!

Die Russen bringen einen Granatwerfer in Stellung. Die Abschüsse ploppen. Granaten fauchen heran, schlagen wenige Meter vor der Stellung der »Achtacht« ein.

»Fertigmachen zur Sprengung!« befiehlt der Batterieführer. Er weiß, daß seine wenigen Kanoniere diese russischen Marineinfanteristen nicht lange abwehren können.

Die beiden Geschütze werden also gesprengt. Für diesen Befehl wird der Batterieführer wenige Wochen später allerdings vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Tatbestand: Feigheit vor dem Feinde und leichtfertige Vernichtung wertvollen Kriegsmaterials. Glücklicherweise bestand das Kriegsgericht aus vernünftigen Männern. Der Batteriechef wurde freigesprochen.

Zu dieser Zeit brennt es im Landungsraum der sowjetischen Streitkräfte sozusagen lichterloh. Als die Kunde nach Noworossisk dringt, die 8,8-cm-Kanonen seien gesprengt worden, sind die verantwortlichen Offiziere entsetzt.

Was, um Himmels willen, soll nun werden? Ohne die Flak ist die Küste schutzlos, die Flanke zur See hin ungedeckt.

Bei der 73. ID bemüht man sich verzweifelt, Nachrichten aus dem Landungsraum zu bekommen, allerdings vergeblich. Die meisten Fernsprechverbindungen sind durch das wirkungsvolle Feuer der russischen Küstenbatterien zerstört. Und wenn Meldungen von Flüchtenden ankommen, so kann diesen kaum ein Wert beigemessen werden, weil sie begreiflicherweise verzerrt sind.

Die wichtigste Nachrichtenquelle, die rumänischen Stäbe nämlich, schweigen jedoch.

Die rumänischen Stäbe haben sich abgesetzt, sind zum großen Teil in die Berge geflüchtet.

Die deutsche Führung tappt im dunkeln. Zudem mangelt es an der richtigen Koordination zwischen den verschiedenartigen Marine- und Heeresstäben.

Spähtrupps werden losgejagt. Kradmelder, berittene Patrouillen. Darüber vergehen wertvolle Stunden.

Die von der 73. ID eingesetzten Alarmeinheiten tun, was in solchen Situationen überhaupt möglich ist.

Leutnant Römming beispielsweise hat vierzig Mann zusammengetrommelt. Zwei LKW werden requiriert. »Aufsitzen, marsch!«

An der Küste steigen Leuchtsignale hoch. Weiße, rote, grüne.

»Das sind russische Leuchtkugeln!« brummt Feldwebel Reiner, der sich neben Leutnant Römming in das Führerhaus des Spitzen-LKW gequetscht hat.

Römming nickt und blickt den Fahrer an. »Können Sie nicht ’nen Zahn drauflegen, Meier?«

»Können schon, Herr Leutnant. Fragt sich nur, ob das dem Wagen guttut.«

Egal! Hauptsache, wir sind schneller als die Russen.«

»Wie Sie meinen, Herr Leutnant.«

Der Fahrer steigt aufs Gas. Der LKW schaukelt und rumpelt durch die Schlaglöcher. Die Landser hinten drauf fluchen und versuchen sich festzuhalten.

Plötzlich peitschen vor ihnen Schüsse auf. Ein Maschinengewehr tackert. Die Einschläge furchen die Straße, Querschläger prasseln gegen die Motorhaube.

»Rechts ’ran, stop!« brüllt Leutnant Römming.

Der Obergefreite Meier reißt das Steuer herum, tritt auf die Bremse.

»’runter vom Wagen, volle Deckung!« brüllt Römming und reißt gleichzeitig den Wagenschlag auf, springt zu Boden. Feldwebel Reiner hinterher.

Auch der Fahrer läßt sich aus dem Wagen fallen. Und das keine Sekunde zu früh. Eine Maschinengewehrsalve fetzt ins Führerhaus.

Die Windschutzscheibe zerbirst.

Römming hat sich hinter einem Haufen von Feldsteinen in Deckung geworfen und späht vorsichtig feindwärts.

Die Russen scheinen sich in Büschen seitlich der Straße festgesetzt zu haben. Da und dort blitzen die Abschüsse von Gewehren und Maschinenpistolen auf.

Eine verteufelte Situation! Das Gelände bis zum Buschwerk ist ohne Deckung, das Küstengras kurz.

Offenbar haben sich die Russen schon längere Zeit in dem für sie gut zu verteidigenden Gelände festgesetzt, denn nun schießen sie aus drei Maschinengewehren.

»Die LKW, Herr Leutnant!« warnt Meier seinen Kommandoführer.

Römming weiß im Moment nicht, was für einen Befehl er zuerst geben soll. Aber die Grenadiere handeln auch ohne Befehl.

Zwei Maschinengewehre sind in Stellung gebracht worden. Die MG-Schützen nehmen den Gegner unter Feuer. Aber der hat sich schon eingegraben und beschießt seinerseits die

Grenadiere aus seinen Löchern heraus.

Glücklicherweise herrscht noch Dämmerung. Eine genaue Zielansprache ist daher auch dem Russen nicht möglich. Doch die LKW sind gute Zielscheiben. Die sowjetischen Marineinfanteristen lassen sich das nicht entgehen.

Innerhalb weniger Sekunden sind die Lastwagen in Brand geschossen. Hell lodern die Flammen, beleuchten gespenstisch das Gelände.

Römming verflucht seine Eile. Warum hatte er nicht besser aufgepaßt? Aber schließlich kann man ihm keine Schuld geben. Er konnte nicht wissen, daß die Russen schon so weit ins Landesinnere vorgedrungen waren. Ein Feuergefecht aus dem deckungslosen Gelände heraus wäre aber sinnlos. Römming befiehlt daher seinen Männern, sich gruppenweise oder einzeln abzusetzen.

»Treffpunkt am Straßenkreuz Stanitschka-Wassilewka!« gibt er durch. Das sind knapp 900 Meter. Eine verdammt lange Strecke, wenn sie im Sprung und im Feuer der russischen Maschinengewehre zurückgelegt werden muß.

Wider alle Erwartungen geht es aber ganz gut. Zwar feuern die Sowjets hinter den deutschen Landsern her, stoßen aber nicht nach. Offenbar haben sie den Auftrag, den bisher gewonnenen Landekopf abzusichern und für das noch anzulandende Gros offenzuhalten.

Weit dramatischer entwickelt sich indessen die Lage in und vor Stanitschka. Einem russischen Stoßtrupp in Kompaniestärke ist es gelungen, in einigen Häusern des südlichen Vororts von Noworossisk Fuß zu fassen.

Es spricht für die schlechte Nachrichtenverbindung, daß die Sowjets die in den Häusern untergezogene Nachschubeinheit der 73. ID buchstäblich im Schlaf überraschen konnten. Die Landser wurden niedergemacht. Kein Schuß aus einem deutschen Gewehr fiel dabei.

Lediglich dem Oberschützen Röschlaub war es gelungen, in den Keller seines Quartiers zu flüchten, bevor die Russen eindrangen.

Zwei seiner Kameraden waren zu jener Zeit auf Wache und entkamen so ebenfalls einem eindeutigen Schicksal.

Beschränkten sich bisher die Kampfhandlungen auf wenige Straßen und Häuser, so weiten sie sich nun rasch aus. Überall tauchen plötzlich fanatisch fechtende Rotarmisten auf, die mit MPi und Sturmgewehren ausgerüstet sind.

Den tapfer kämpfenden, aber hoffnungslos unterlegenen Grenadieren der 73. ID wird bald klar, daß sie Stanitschka nicht würden halten können, da der erbitterte, grausame Nahkampf die ohnehin schwachen deutschen Alarmeinheiten stark dezimiert hat.

»Absetzen zum Nordausgang!« kommt der Befehl an die deutschen Grenadiere.

Gruppenweise kämpfen sie sich zurück, immer der Gefahr ausgesetzt, von den wütend und schlau angreifenden Russen überflügelt zu werden.

Es ist keine Seltenheit, daß plötzlich eine deutsche Infanteriegruppe umzingelt ist und unter dem rasenden Feuer der sowjetischen Schnellfeuerwaffen liegenbleibt, zusammengeschossen oder erschlagen wird.

Kunikow, der in vorderster Linie seine Befehle erteilt, spürt instinktiv, daß der deutsche Widerstand nur noch aus verzweifelten Einzelaktionen besteht.

Mittels eines Funksprechgerätes holt er Verstärkung heran, wirft bedenkenlos seine Marineinfanteristen in die geschlagene Bresche und feuert seine Männer an.

Das ist Major Kunikows große Stunde. Er, der Kommandeur eines zwar tollkühnen, aber von der russischen Führung als aussichtslos betrachteten Kommandoraids, wird zur Schlüsselfigur des maritimen Unternehmens.

Nach drei Stunden erbitterten, gnadenlosen Straßenkampfes

kann Major Kunikow den Funkspruch absetzen:

»Stanitschka fest in unserer Hand.«

Und drei Stunden später: »Nehmen beherrschende Höhen bei Stanitschka. Faschisten weichen.«

Da die sowjetische Führung nicht mit einem Erfolg des Kommandounternehmens gerechnet hatte, schlägt die Nachricht von der Besetzung Stanitschkas im sowjetischen Hauptquartier wie eine Bombe ein.

General Petrow, eben noch ärgerlich über das Mißlingen der Hauptlandung, erkennt die einmalige Chance. Der von Kunikow eroberte Landekopf kann die Schlacht entscheiden.

In der Osereika-Bucht ist die sowjetische Landungsflotte inzwischen aufmarschiert. Transporter, Dampfer und Fährschiffe haben die Bucht erreicht. Die Marineinfanteristen warten nur noch auf den Befehl, an Land zu gehen.

Für die deutsche Küstenverteidigung ist die sowjetische Landungsflotte ein böser Schreck in der Morgenstunde. Dutzende von Ferngläsern richten sich auf die Schiffe.

»Mann, das sind ja neunzig Pötte!« sagt Unteroffizier Metz, Richtkanonier einer Kanonenbatterie, die nordwestlich von Osereika steht.

Leutnant Thiess, der Batteriechef, taucht neben Metz auf. Er hat ebenfalls das Glas an den Augen und starrt mit zusammengekniffenen Lippen zur Bucht hinunter.

Im gesamten Küstenabschnitt A sind noch vier Batterien einsatzbereit. Vier Batterien gegen diese Übermacht!

»Wie viele Granaten haben wir noch?« wendet sich Thiess an den Munitionsoffizier.

»Siebzehn Stück, Herr Leutnant.«

Siebzehn Granaten für neunzig Schiffe! Die anderen Batterien werden auch nicht viel mehr an Munition besitzen.

Der Ausfall von vier Batterien im unmittelbaren Küstenbereich läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, wie

das Gefecht ausgehen wird. Es werden die Zerstörer und Kreuzer aufmarschieren und aus Hunderten von Rohren erneut die Küste beschießen. Was dann noch übrigbleibt, läßt sich denken.

Alle Aufmerksamkeit richtet sich deshalb nicht auf die vor der Küste liegenden Transporter und Landungsschiffe, sondern auf die Kimm, wo die Deutschen jeden Augenblick die russischen Kriegsschiffe erwarten.

Aber der Horizont bleibt leer. Keine Rauchfahne zeigt sich dort. Kein dunkler Schiffsschatten.

Was bedeutet das? Was ist los?

Das mögen sich auch die sowjetischen Kommandeure der Marinesturmregimenter gefragt haben. Noch vier Minuten bis zur X-Zeit! In vier Minuten können aber unmöglich die schweren Kreuzer und Zerstörer auf dem Plan sein, um das Landungsmanöver durch eine mächtige Feuerglocke abzuschirmen.

Zwei der sieben Großtransporter gehen bereits zu Anker. Strickleitern werden herabgelassen. Die Landungsboote tuckern unruhig auf dem Wasser hin und her.

Über Bordlautsprecher kommt der Befehl: »Fertigmachen zur Landung!«

Die Nervosität bei den Landungsverbänden wächst von Sekunde zu Sekunde.

Oberst Nasarow, Kommandeur eines Marinesturmregiments, der auf der Kommandobrücke eines Transporters neben dem Kapitän steht, wendet sich an diesen und meint:

»Was wird hier gespielt, Genosse Kapitän? Wo bleiben die Gardekreuzer ›Krasny Krim‹ und ›Krasny Kawkas‹?«

»Das Weiß ich auch nicht«, ist die Antwort des Kapitäns. »Aber ich werde beim Flottenführer anfragen.«

Der Funkspruch jagt in den Äther. Die Antwort kommt innerhalb von zwei Minuten zurück. Sie lautet:

»Angriffstermin bleibt!«

Der Oberst explodiert, als er die Antwort des Flottenchefs der Landungstruppen zu hören bekommt.

X-Zeit! Die Sirenen an Bord heulen. Trillerpfeifen gellen. Kommandos! Achttausend Mann geraten in hektische Bewegung.

In diesem Augenblick brüllen an Land die Schüsse der deutschen Küstenbatterien auf. Es ist keine Kanonade, kein furchterregendes Donnergrollen, sondern nur ein paar klägliche Abschüsse.

Dennoch ist die Wirkung verheerend. Die auf kürzeste Entfernung abgegebenen Schüsse treffen ihre Ziele.

Bereits nach der ersten Salve versinkt ein Landungskutter in den Fluten, ein Transporter wird von zwei 10,5-cm-Granaten mittschiffs getroffen. Über siebzig Marineinfanteristen finden den Tod. Gleich darauf brennt der Transporter.

Die russische Führung reagiert unentschlossen und fahrig. Funkbefehle, Winksprüche gehen hin und her. Anfragen, Rückfragen. Ein entsetzliches Durcheinander von Signalen. Ein Chaos! Und niemand, der es entwirren könnte, niemand, der kraft seiner Persönlichkeit das Steuer herumreißt. Es herrschen nur allgemeine Ratlosigkeit, Unsicherheit und ein Befehlsdurcheinander von entsetzlichem Ausmaß.

Jetzt, in dieser verhängnisvollen Situation, wird es allen klar: Der Erfolg einer maritimen Operation ist von vielen Faktoren abhängig. Es genügt nicht, Transporter loszuschicken, Truppen zu verladen. Viel wichtiger ist eine richtige Koordination der verschiedenen taktischen Gegebenheiten.

Noch immer schlagen die deutschen Granaten in Landungsboote.

Hunderte von Marineinfanteristen sind von den brennenden Schiffen ins Wasser gesprungen und schwimmen auf die Küste zu. Sie sehen darin ihre einzige Rettung. Aber auch dort erwartet sie der Tod.

Zwei deutsche Haubitzenbatterien südlich des Glebowka-Berges legen Sperrfeuer. Dutzende von Russen werden getötet. Ihre Körper treiben an Land, zusammen mit Wrackteilen, Holzplanken und anderem Treibgut.

Als der Kommandierende Admiral der Landungsflotte die Aussichtslosigkeit der Landung erkennen muß, gibt er den Befehl zum Rückzug.

Eine in der modernen Kriegsgeschichte wohl einmalige Situation ist entstanden: Ein gut ausgerüstetes Landungskorps in Stärke von drei Elitebrigaden ergreift die Flucht vor einer Anzahl Küstenbatterien, die bestenfalls für eine Stunde Munition haben.

Aber das wissen die Sowjets natürlich nicht!

Ebensowenig wissen sie, daß die herbeigesehnten Zerstörer und Kreuzer längst Kurs auf die Einsatzhäfen genommen haben.

Ein Befehl bindet sie, und dieser Befehl lautet: »Noch vor Anbruch der Morgendämmerung setzt sich die Kreuzer- und Zerstörerflottille von der Küste ab und kehrt in die Einsatzhäfen zurück!«

Der Abbruch der Landeoperation in der Osereika-Bucht ist für die erste Welle praktisch ein Schlag ins Gesicht.

Die so dringend benötigten schweren Waffen – Panzer, Artillerie, Pak –, vor allem aber die Munition, die der Infanterist zum Kämpfen braucht, kommen also nicht nach. Die ohnehin schon stark dezimierten Einheiten der ersten Welle hängen in der Luft. Allerdings ahnen die Rotarmisten noch nichts davon.

Die in zahlreiche Stoßtrupps aufgesplitterten russischen Bataillone liegen im engen Landekopf und richten sich fieberhaft zur Verteidigung ein, stoßen auch ab und zu ins feindliche Hinterland vor, um die Verbindung zum Gegner nicht zu verlieren.

Die wenigsten Stoßtrupps aber haben noch Verbindung zur Küste. Wozu auch? Das Gros wird ja nachkommen. Das Gros, das die Entscheidung bringt.

Auf das Gros hofft auch Kapitän Wikulow. Er hat sich mit dem Rest seiner Männer hinter eine Bodenwelle zurückgezogen, die zugleich als Verwundetensammelstelle dient.

Vor einer halben Stunde war Oberleutnant Puschkow mit dem Reservezug eingetroffen; im Laufschritt, aber ohne Panzer. Wikulow ist davon wenig begeistert.

»Wo sind die verfluchten Tanks.«

»Die Tanks sind nach Nordosten gerollt. Auf höheren Befehl, sagt man.«

Wikulow stößt einen Fluch aus. Ohne die Panzer besteht wenig Aussicht, die deutsche Stellung zu nehmen.

»Und was tut sich an der Küste? Sind die Schiffe schon da?«

»Die Landungsflotte steht in der Bucht«, berichtet Oberleutnant Puschkow.

Mehr weiß er auch nicht. Natürlich steht die Transporterflotte längst nicht mehr dort, sondern ist bereits abgedampft.

Wertvolle Zeit verstreicht. Noch immer liegt das deutsche Artilleriefeuer auf dem schmalen Küstenstreifen. Dann aber bricht es plötzlich ab. Ruhe tritt ein. Eine verdächtige Stille.

Wikulow, von einer bösen Vorahnung erfüllt, jagt einen Melder los. Er hat den Auftrag, Verbindung mit der zweiten Welle herzustellen.

Als der Melder zurückkommt, bringt er die Nachricht, daß von der zweiten Welle nichts zu sehen sei. »Kein Schiff liegt in der Bucht. Alles leer. Dafür schwimmen Wrackteile auf dem Wasser, und Hunderte von Leichen hat das Meer angeschwemmt. Und überall liegen ausgebrannte Panzer herum.«

Das ist eine bittere Wahrheit! Die so hoffnungsvoll angelaufene See-Land-Operation ist also gescheitert.

*

Die Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1943 bricht herein; eine Nacht der großen Überraschungen, die zu raschen Entscheidungen aufruft.

Sowohl bei den deutschen als auch bei den sowjetischen Stäben herrscht ein fieberhaftes Treiben. Telefone, die Funkgeräte kommen nicht mehr zur Ruhe. Pausenlos erscheinen Kradmelder und verschwinden wieder in der Dunkelheit, überbringen Befehle, Anweisungen.

Die Generalstäbler hüben wie drüben haben Bilanz gezogen.

Auf deutscher Seite kann ein bedeutender Abwehrerfolg verzeichnet werden. Die Großlandung in der Osereika-Bucht ist erfolgreich abgewiesen worden, die Verluste des Gegners sind hoch.

Noch vor Mitternacht des 3. Februar hat der Ia der 73. ID die genauen Verlustzahlen des Feindes auf dem Tisch liegen. Ein Ordonnanzoffizier meldet:

»Insgesamt wurden 700 gefallene Rotgardisten gezählt. Über 300 Gefangene sind eingebracht. An Material hat der Russe über 30 Panzer verloren, etliche Granatwerfer, ein Infanteriegeschütz. Am Strand liegt außerdem ein halbes Dutzend gesunkener Schiffe, Landungsboote und anderer Transportfahrzeuge.«

»Und was ist mit den rumänischen Küsteneinheiten?«

»Zum Teil sind die geflüchteten Kompanien zurückgekehrt. Die Kampfmoral der in den zurückliegenden Stellungen verbliebenen Rumänen darf als gut bezeichnet werden. Im Osereika-Abschnitt ist es dem Gegner nicht gelungen, den Landekopf zu erweitern. Gegenmaßnahmen sind eingeleitet.«

Das ist die Habenseite der deutschen Führung. Weniger schön ist allerdings die Sache bei Stanitschka.

»Stanitschka selbst sowie die beherrschenden Höhen sind fest in russischer Hand. Eingeleitete Gegenstöße konnten vom

Feind abgewehrt werden. Die angelandeten Feindkräfte sind zwar nicht stark, krallen sich jedoch mit größter Verbissenheit in dem gewonnenen Gelände fest. Es steht aber außer Zweifel, daß der Russe mit einem konzentrischen Gegenangriff geworfen werden kann.«

Das ist die Meinung der Frontkommandeure.

Auch General von Bünau zeigt sich zuversichtlich. »Da es sich nur um verhältnismäßig schwache sowjetische Kräfte handelt«, erklärt er dem Kommandierenden General des V. Korps, »besteht, im Moment jedenfalls, keine Veranlassung, besorgt zu sein.«

General Wetzel, der Kommandierende, ist der gleichen Ansicht. »Eine rasche Abschirmung des Landekopfes wird vorerst genügen. Inzwischen werde ich alle verfügbaren Kräfte im Bereich des Korps für einen großangelegten Gegenangriff zusammenziehen.«

So der Kommandierende des V. Korps. Man läßt sich Zeit und vergißt dabei, aus den bisherigen Erfahrungen die einzig gültige Alternative zu ziehen, nämlich: Gegenangriffe müssen sofort gestartet werden. Jedenfalls bevor der Russe sich festgesetzt hat. Dieses Gebot wird aber nicht befolgt.

»Und wann befehlen Herr General den Gegenangriff?« will der Ia des Korps wissen.

»Frühestens am 7. Februar. Bis dahin sind wir stark genug, die Russen ins Meer zurückzuwerfen.«

Volle drei Tage läßt die deutsche Führung verstreichen.

General Petrow, der sowjetische Oberbefehlshaber der Schwarzmeergruppe, noch vor Stunden tief deprimiert über den Fehlschlag der Landung in der Osereika-Bucht, jetzt aber wieder voller Zuversicht, überlegt nur kurz. Dann trifft er seine Entscheidung. Sie lautet: neuer Angriffsschwerpunkt Zemess-Bucht!

Während im Stabsquartier des V. Korps und im Divisionsgefechtsstand der 73. ID die Angriffsverbände

zusammengestellt werden, Kradmelder zu den Regimentsgefechtsstäben losbrausen, die Telefone nicht mehr stillstehen, erwartet General Petrow seinen politischen Kommissar, den Obersten Leonid Breschnew, jenen Mann, der später sowjetisches Staatsoberhaupt wurde.

»Ich brauche einen Mann, der den Widerstand in dem kleinen Brückenkopf bis zum Letzten entfacht«, hatte der General seinem Stabschef erklärt. »Es hängt alles davon ab, ob es uns gelingt, den Widerstand rasch zu organisieren, das gewonnene Gelände in eine Festung zu verwandeln. Und das, bevor die Faschisten zum Gegenschlag bereit sind.«

Der Stabschef hatte nicht eine Sekunde überlegt, sondern sofort gesagt: »Schicken Sie den Genossen Breschnew. Wenn einer in der Lage ist, den Landekopf zu halten, dann er.«

Petrow nickte. »Wo ist Breschnew jetzt?«

»Auf Inspektion bei der Komsomolzen-Brigade, Genosse General.«

»Her mit dem Kommissar!« befahl General Petrow.

Ein Jeep brauste los, jagte über die löchrigen Landstraßen. Der nach Breschnew ausgesandte Ordonnanzoffizier traf den Kommissar der 18. sowjetischen Armee gerade an, als dieser bei der Komsomolzenbrigade eine politische Instruktionsstunde hielt. Der junge Unterleutnant platzte mitten in den Vortrag.

Als Leonid Breschnew von dem Befehl erfuhr, unterbrach er die Instruktionsstunde. Die Komsomolzen, alles sechzehn- bis siebzehnjährige Burschen, fanatisch, kampfgierig und besessen von ihrer Ideologie, rangen dem Kriegskommissar noch das Versprechen ab, bei einem Einsatz an sie zu denken.

Breschnew versprach es. Und er sollte einige Tage später den Beweis bekommen, daß diese Jungen wirklich wie Männer kämpfen und sterben konnten.

Jetzt aber steht der Kommissar vor dem Oberbefehlshaber und wird in die Lage eingewiesen. Petrow umreißt sie mit

wenigen Worten und endet:

»Die Chancen, den Landekopf halten zu können, sind nicht groß, Genosse Breschnew. Die Faschisten werden alle Hebel in Bewegung setzen, um uns ins Meer zurückzuwerfen. Sie müßten Dummköpfe sein, wenn sie den Zweck unserer Landung nicht erkennen würden. Der Landekopf muß also gehalten werden. Keinen Schritt zurück! Die Aufgabe, die Sie erwartet, ist schwer, aber ich bin überzeugt, daß Sie sie meistern werden.«

Petrow gibt wie alle Oberbefehlshaber in solcher Situation die berühmt-berüchtigten Haltebefehle bis zum Tode.

Neu daran ist nur, daß das Schicksal einer ganzen Armee in die Hände eines Politkommissars gelegt wird.

Breschnew, ein ungemein vitaler, kühner Mann, blickt stirnrunzelnd zum Fenster hinaus in den trübgrauen Februarhimmel. Er scheint zu überlegen. Plötzlich dreht er sich zu General Petrow um und meint:

»Was wir brauchen, ist ein Fanal. Wir müssen unseren Soldaten klarmachen, daß sie auf einem besonders exponierten, kriegsentscheidenden Platz stehen.«

Petrow blickt verblüfft auf.

»Wie meinen Sie das, Genosse Breschnew?«

Der Politoberst tritt an die große Lagenkarte und zeigt mit dem Stock auf den Landekopf. »Wir müssen diesem Landekopf einen Namen geben.«

»Einen Namen? Nun gut, wenn Sie glauben, daß das wichtig ist. Was schlagen Sie vor?«

»Wir nennen das Landungsgebiet ›Kleines Land. Das Land, in dem die Kühnen und Tapferen zu Hause sind‹.«

General Petrow ist sichtlich erstaunt. Was für verrückte Gedanken diese Propagandisten doch manchmal haben! Aber er muß zugeben, daß Breschnew da eine gute Idee hatte.

»Das ›Kleine Land‹. Guter Name! Ein Fanal!«

Der eben geprägte Begriff »Kleines Land, Land in dem die

Kühnen und Tapferen zu Hause sind«, wird mehr als ein Propagandatrick. Er entspricht genau der Mentalität des russischen Soldaten. Und wer kennt sich in ihr besser aus als der geschulte Politmann.

Wie sich bald herausstellen wird, wirkt der Name »Kleines Land« wie eine revolutionäre Manifestation.

Kriegskommissar Breschnew begibt sich unverzüglich an die Front, das heißt, in den schmalen Landekopf bei Stanitschka.

Als die Rotgardisten erfahren, daß der Kommissar der 18. sowjetischen Armee sich im Frontgebiet befindet, wissen sie, welche Bedeutung der Ort hat, an dem sie kämpfen.

Unermüdlich feuert Breschnew die Soldaten an, verbreitet Optimismus, schürt den Haß gegen die faschistischen »Usurpatoren«, trägt die Propaganda in die vordersten Reihen und überzeugt die russischen Soldaten davon, daß das »Kleine Land« zur Drehscheibe des großen vaterländischen Krieges geworden ist.

*

Die Dunkelheit der Nacht vom 4. auf den 5. Februar bricht herein.

Im Landekopf bellen die Maschinenwaffen, ploppen die Granatwerfer.

Ein dreißig Mann starker Stoßtrupp der 73. ID unter der Führung des Leutnants Rascher tastet sich an die vordersten Stellungen der Russen in der Ortschaft Stanitschka heran.

Der Obergefreite Hoyer, MG-Schütze, geht neben dem Stoßtruppführer. Tief gebückt, in Schützenkette, springen sie von Deckung zu Deckung.

Bis an die ersten Häuser sind es noch 130 Meter. In der Ortschaft ist es still. Kein Motorenlärm. Keine Stimmen. Dunkelheit.

Leutnant Rascher traut dem Frieden nicht. Noch vor einer

Stunde hatte der Russe aus der Ortschaft heraus mit Maschinengewehren und Granatwerfern geschossen, so daß ein Zug Pioniere, die zum Gegenstoß angesetzt worden waren, unverrichteterdinge und mit hohen Verlusten umkehren mußte.

Die Grenadiere halten den Atem an. Klickte da nicht in der Nacht ein Gewehrschloß?

Leutnant Rascher gibt das Zeichen zum Ausschwärmen. Es ist ihm zu riskant, die Männer auf diese kurze Distanz hintereinander gehen zu lassen. Ein MG-Feuerstoß könnte dem ganzen Stoßtrupp zu leicht zum Verhängnis werden.

Die Grenadiere spritzen auseinander, lautlos, bis auf den Gefreiten Höhrmann. Dieser stolpert, knallt der Länge nach hin, wobei sich aus seiner MPi ein Schuß löst. Er klingt in der Stille wie ein Donnerschlag.

Sekunden danach platzen sieben, acht Leuchtkugeln am Himmel, und russische Maschinengewehre streuen das Gelände ab.

Mit der Überraschung ist es vorbei. Leutnant Rascher brüllt: »Deckung! Feuer frei!« Er ärgert sich nicht einmal. Warum auch? Es war ohnehin nicht damit zu rechnen, ungesehen an die ersten Häuser von Stanitschka heranzukommen. Außerdem lautet Raschers Auftrag: »Stellen Sie fest, wo der Russe seine Maschinengewehre stehen hat!«

Das ist jetzt nicht mehr schwer. Rascher zählt vierzehn feindliche MG, verstreut auf die ganze Nordseite der Ortschaft.

Die Russen sind nervös und jagen die Gurte durch die Gewehre. Granatwerferfeuer kommt hinzu. Ein Dutzend Abschüsse!

Rascher gibt den Befehl, mit den zwei MG Stellungswechsel vorzunehmen. Er will eine starke Feuerkraft vortäuschen, was ihm auch gelingt, denn das Abwehrfeuer der Russen nimmt immer mehr zu. Sie vermuten einen Angriff.

Die Nacht hallt wider vom Rasseln der MG und dem Bellen der Maschinenpistolen.

Fünf Minuten genügen Leutnant Rascher, um die feindlichen MG-Stellungen auszukundschaften. In einem Granattrichter liegend, zeichnet er die Feuerstellungen in seine Karte ein. Das ist wichtig. Aber wer weiß, ob die Russen nicht schon morgen neue Stellungen bezogen haben? Wahrscheinlich sogar …

Gerade will Rascher den Befehl zum Rückzug geben, als es jenseits der Bucht, an der Westküste, grell aufblitzt. Dann folgt der Donnerschlag, rollend, drohend. Und dann kommt das gräßliche Fauchen, Heulen und Orgeln.

»Das ist wieder die Küsten-Ari des Russen, Herr Leutnant«, sagt der Obergefreite Hoyer, der neben Rascher im Dreck liegt.

Die Einschläge liegen genau. Die Drahtverhaue und Laufgräben der vordersten deutschen Stellungen werden vom Hagel der Granaten eingeebnet.

Wie sie das nur machen, die Russen? Kaum ein Schuß geht daneben. Und das bei stockdunkler Nacht!

Des Rätsels Lösung ist ganz einfach. Bereits am Tage hatten sich auf den beherrschenden Höhen bei Stanitschka zahlreiche Artilleriebeobachter eingenistet und das Gelände vermessen. Von den Höhen aus kann man ja schließlich auch den Deutschen in den Suppentopf gucken.

Leutnant Rascher und seine Männer können nicht zurück. Das Artilleriefeuer liegt wie ein Vorhang aus Blitzen und Stahl zwischen der russischen und der deutschen HKL (Hauptkampflinie).

Der plötzliche Feuerüberfall löst bei den deutschen Gefechtsstäben Alarmstufe eins aus.

Die Feldfernsprecher klingeln. Bei der 73. ID ist man ratlos. Was soll das nun wieder bedeuten? Plant der Russe einen Nachtangriff?

Alle verfügbaren Alarmeinheiten rücken in die HKL. Nur jetzt keinen russischen Durchbruch! Das wäre eine schöne Schweinerei. Der ganze komplizierte Aufmarsch würde gestört werden.

Soweit die vorgeschobenen Gefechtsvorposten überhaupt noch in der Lage sind, den Kopf aus der Deckung zu nehmen, spähen sie fieberhaft ins Niemandsland.

*

Der Russe denkt aber gar nicht daran, anzugreifen. Dazu sind seine bis jetzt gelandeten Kräfte noch viel zu schwach.

Major Kunikows Gardesoldaten liegen in ihren Deckungslöchern und sind froh, daß die Deutschen nicht angreifen.

Das schwere Vernichtungsfeuer hat einen ganz anderen Grund.

Wenn der Unteroffizier Burgebach von einem Abhörtrupp der Armee noch Funkverbindung zur 73. ID gehabt hätte, würde er General von Bünau darüber aufklären können, was das schwere Artilleriefeuer bedeutet.

Burgebach, der mit seinem Abhörtrupp von den eigenen Linien abgeschnitten ist, hockt in einem Felsloch an der Westküste. Unter ihm liegt das Meer, die Bucht von Zemess.

Die grellen Abschüsse der sowjetischen Küstenbatterien beleuchten für Sekundenbruchteile das Wasser. Da zuckt Unteroffizier Burgebach zusammen. »Schiffe!« stößt er hervor.

Burgebachs Männer beugen sich über den Rand des Felsloches.

Tatsächlich! In der Bucht wimmelt es von kleinen Schiffen. Hunderte müssen es sein. Das Tuckern ihrer Motoren würde sie verraten, wenn nicht der Lärm des Artilleriefeuers dieses Geräusch verschlucken würde.

»Der Iwan landet Truppen«, sagt Burgebach. »Und wir können die Division nicht verständigen.« Das können Sie wirklich nicht, weil das Gerät am Morgen durch einen Artillerievolltreffer ausgefallen war.

Es ist ein erregendes Schauspiel dort unten. Kutter und

andere Landungsfahrzeuge fahren bis auf hundert Meter an die Küste heran.

Jetzt flammt ein Scheinwerfer auf. Er muß zu einer Marine-Flak-Stellung in der Nähe der Zementfabrik gehören, die nordöstlich von Stanitschka steht und noch in deutscher Hand ist.

Der Scheinwerferstrahl huscht über das dunkle Wasser, erfaßt die Schiffe, bleibt an ihnen haften. Nun schießt die Zweizentimeter-Flak. Aber die Entfernung ist viel zu groß.

Ungehindert erreichen Kriegsschiffkutter und Landeboote die Küste. Die Rotarmisten springen ins eiskalte Wasser und schwimmen, voll bepackt und mit Bewaffnung, ans Ufer.

Es sind Soldaten eines Luftlanderegiments, Verstärkung für Major Kunikow. Der Regimentskommandeur hat von General Petrow den Auftrag erhalten: »Greifen Sie mit Ihren Soldaten im Morgengrauen des 5. Februar die deutschen Stellungen an und erweitern Sie den Landekopf!«

Ein ganzes Regiment strömt nun in den winzigen Landekopf. Ein ganzes Regiment wird beim Morgengrauen zusammen mit den Einheiten des Majors Kunikow die deutschen Stellungen stürmen und dem nachfolgenden Gros Raum schaffen, um den Landekopf so weit wie möglich auszudehnen.

Wieder einmal unterliegt die deutsche Führung dem verhängnisvollen Fehler, den sowjetischen Gegner zu unterschätzen.

»Was können die Russen schon in der kurzen Zeit an Land bringen?« resümiert man im deutschen Lager. »Keine unnötige Beunruhigung. Der sowjetische Hauptstoß in der Osereika-Bucht ist ja fehlgeschlagen. Ein zweites Desaster wird sich Stalin kaum leisten können.«

So wird die Chance vertan. Bataillon um Bataillon landet an der Küste. Die Lücken im Landekopf füllen sich. Kriegskommissar Breschnew höchstpersönlich möbelt die tropfnassen und frierenden Luftlandesoldaten auf und füttert

sie mit Kampfparolen; unermüdlich, unter Einsatz seines Lebens.

Das Vorbild zündet. Die Kampfmoral steigt. Der russische Soldat im »Kleinen Land« fühlt sich als Patriot, als Verteidiger des Vaterlandes, als ein Held. Und das soll er auch. Das beabsichtigt Oberst Leonid Breschnew.

Wo hatte man je auf deutscher Seite einen hohen Würdenträger der Partei an der Front gesehen? Wo etwa setzte ein Gauleiter sein Leben in einem winzigen Brückenkopf ein?

Bereits um 4.15 Uhr tritt der Russe aus dem Landekopf heraus zum Angriff an.

Der Angriff wird durch ein halbstündiges Feuer der Küstenartillerie eingeleitet.

Die deutschen Bereitstellungsräume können von den vorgeschobenen Artilleriebeobachtern der Russen, die gut getarnt auf den Höhen des Myschako-Berges sitzen, eingesehen werden. Entsprechend ist die Wirkung.

Die Kompanie des Oberleutnants Kerpen, der 73. ID zugehörig und in der Nacht an die Front geworfen, erlebt den furiosen Auftakt des sowjetischen Angriffs in einem beinahe deckungslosen Gelände. Schutz bieten nur die Einmannlöcher. »Stellung wird bis zur letzten Patrone gehalten!« lautet der Befehl des Regiments.

Die Russen liegen vierhundert Meter entfernt auf einem Höhenrücken.

Noch kann man sie nicht erkennen. Es ist noch zu dunkel. Aber hören kann man sie. Schon von weitem brandet das »Urrä«-Geschrei der stürmenden Rotgardisten zu den deutschen Stellungen herüber.

Die Feuerwalze wandert nordwärts, pflügt die kümmerlichen Reste einer ehemaligen rumänischen Bunkerlinie um, die unbesetzt ist.

Die Grenadiere atmen auf. Besser Nahkampf als

mörderisches Artilleriefeuer, mögen sie denken.

An der linken Flanke der Kompanie tackert ein MG 42. Hastige Feuerstöße. Dann schweigt es wieder, um kurz darauf erneut zu schießen.

Oberleutnant Kerpen, der seinen Gefechtsstand in einem zertrümmerten rumänischen Kampfstand aufgeschlagen hat, beobachtet durch das Glas. Noch verschwimmen alle Konturen im trüben Grau des anbrechenden Morgens. Doch plötzlich treten die Umrisse springender Gestalten hervor. Die Russen kommen! Gruppenweise arbeiten sie sich an die deutschen Stellungen heran.

Kerpen jagt eine rote Leuchtkugel in den Himmel. Feuer frei für alle Maschinengewehre! heißt das.

Die MG hämmern und streuen das Gelände ab. Die Rotgardisten werfen sich in Deckung. Eine zweite Welle taucht auf, in breiter Schützenkette. Sie bleibt ebenfalls liegen.

Komisch! denkt Oberleutnant Kerpen. Das ist doch sonst gar nicht ihre Art, gleich aufzustecken.

Da! Kettenrasseln, Motorendröhnen!

»Russische Panzer!« gellt der Alarmruf durch die Reihen der Grenadiere.

Tatsächlich! Entlang einer von den Sowjets eroberten Bunkerstellung schieben sich vier ehemals amerikanische »Stuart« vor, halten an, schießen. Dicht neben Kerpens Kampfstand explodiert eine Sprenggranate.

Teufel! Mit Panzern hatten sie nicht gerechnet. Wie um alles in der Welt hatten es die Russen fertiggebracht, Panzer in den Landekopf zu schaffen? Die vier Panzer legen ein mörderisches Sperrfeuer vor die deutschen Linien.

Oberleutnant Kerpen klingelt den Bataillonsgefechtsstand an. »Die Russen sind mit vier Panzern vor unseren Stellungen aufgefahren. Schickt uns Pak.«

Pak? So etwas gibt es nicht. Aber vier Sturmgeschütze der Sturmgeschützbrigade 191.

Oberleutnant Kerpen glaubt, sich verhört zu haben und brüllt in den Apparat: »Pusel, mir ist verdammt nicht zum Spaßen. Also los, schickt mir Pak, oder die Russen sind in fünf Minuten vor eurem Gefechtsstand.«

Pusel, der Bataillonsadjutant, scherzt gar nicht. »Es stimmt schon, Herr Oberleutnant. Ich schicke Ihnen die Sturmkanonen.«

»Wenn Sie mich auf den Arm nehmen und mir statt der Kanonen 3,7-Spritzen schicken, dann hol Sie der Teufel!«

Als er aus dem Kampfstand tritt, bleibt er erstarrt stehen. Ein »Stuarft«-Panzer hat sich bis auf etwa fünfzig Meter an die Stellung herangeschoben und feuert seelenruhig in die nur einen halben Meter tiefen Gräben.

Dahinter kommen scharenweise die Sowjets. Die deutschen Maschinengewehre überschütten den Kampfwagen mit rasendem Feuer. Aber, was soll das?

Kerpen und sein Kompanieführer, der Unteroffizier Schachinger, basteln in aller Eile eine geballte Ladung.

»Los, Schachinger. Wir nehmen ihn. Geben Sie mir Feuerschutz!«

Zuerst wirft er die »Geballte« über den Grabenrand. Dann rollt er sich selbst über den Graben, reißt die Ladung an sich und rennt in wilden Zickzacksprüngen auf den Feindpanzer zu.

Schachinger gibt Feuerschutz. Seine MPi bellt pausenlos. Er feuert auf eine große Gruppe Russen, die an den »Stuart« heranzukommen versucht.

Da hat der russische Panzerkommandant den Deutschen gesehen und ahnt, was dieser vorhat. Das Bord-MG rasselt. Der Motor heult auf. Der Panzer setzt sich ab.

Oberleutnant Kerpen, atemlos und mit zitternden Knien, muß sich in Deckung werfen. Allein liegt er nun im Vorfeld, ein einsamer Mann, der krampfhaft versucht, seinen Körper so eng wie möglich an den Boden zu pressen. Die Russen feuern mit Maschinengewehren und MPi auf den Deutschen.

Querschläger heulen über Kerpen hinweg, eine MPi-Salve furcht vor ihm den Sandboden auf. Er überlegt fieberhaft, was zu tun ist.

Bei der Kompanie überlegen sie, wie sie dem Chef helfen können.

»Wenn wir ihn nicht sofort ’raushauen, ist er erledigt«, wendet sich Feldwebel Henforth, Führer des zweiten Zuges, an seinen Gruppenführer, Unteroffizier Schoder.

»Liegenlassen können wir ihn nicht«, sagt Schoder wütend. »So ein verdammtes Pech! So ein Mist!«

»Deine Gruppe wird es machen«, bestimmt der Zugführer. »Ich geh’ mit. Los, hol die Männer her!«

Neun Soldaten liegen bereit. Sie haben Maschinenpistolen und Handgranaten dabei.

»Alles klar?«

Sie nicken. Für Kerpen würden sie alles tun.

Ehe Henforth aber »los!« brüllen kann, knallt es beim Russen. Die Panzer schießen mit ihren Bord-MG Dauerfeuer, dann brüllen die Kanonen auf. Schuß um Schuß zischt aus den Rohren, explodiert vor der Grabenwandung, überschüttet die angriffsbereiten Grenadiere mit einem Splitterregen.

»Volle Deckung!«

Henforth gibt den Angriffsbefehl nicht mehr. Er könnte es nicht verantworten. Die Panzer würden Kleinholz aus den Männern machen. Es wäre Selbstmord, in diesem Granathagel auch nur den Kopf über den Grabenrand zu nehmen.

Oberleutnant Kerpen gibt keinen Pfifferling mehr für sein Leben.

Rund siebzig Meter sind die Russenpanzer von ihm entfernt. Und dahinter lauern die Rotarmisten. Sie warten nur darauf, daß der wahnwitzige Deutsche aufspringt und losrennt.

Zum Glück schießen die sowjetischen MG nicht mehr auf Kerpen, sondern auf die Stellungen der Kompanie. Als ahnten sie, daß die Deutschen den einzelnen Mann dort im Vorfeld

nicht im Stich lassen wollen.

Die Panzer rollen wieder an. Dann springen Rotarmisten auf und huschen hinter die Panzer. Kerpens Grenadiere schießen jetzt. Sie versuchen, die russische Infanterie niederzuhalten. Die »Stuarts« legen einen Zahn mehr drauf. Sie haben das Feuer inzwischen eingestellt.

Kerpen fühlt, wie ein Zittern durch seinen Körper läuft. Die Hände sind schweißnaß, aber sein Hirn arbeitet eiskalt.

Dreißig Meter noch bis zum ersten Stahlkoloß!

Der Oberleutnant zieht das rechte Bein leicht an, packt mit der linken Hand die Zündschnur, dann hebt er vorsichtig den Kopf.

Fünfzehn Meter noch bis zum russischen Panzer! Kerpen kann das Gesicht des Fahrers hinter der Blende sehen, eingerahmt von einer Lederhaube. Über den Augen sitzt die dicke Brille.

Noch zehn Meter! Toter Schußwinkel für die Panzerkanone!

Der schwere Panzermotor heult auf. Die Sichtblende beim Fahrer klappt zu. Der »Stuart« macht einen gewaltigen Satz vorwärts.

Sie wollen mich niederwalzen! schießt es Kerpen durch den Kopf. Und schon ist er hoch, jagt halb schräg auf den Panzer zu.

In diesem Augenblick erschüttert ein bellender Abschuß die Luft.

Der russische Kampfwagen wird wie von einer Riesenfaust gestoppt. Unter dem Turm klafft ein Loch, und aus diesem züngelt eine Flamme heraus. Gleich darauf quillt dicker, öliger Rauch aus dem Panzer.

Kerpen hat sich zu Boden geworfen. Er weiß im Moment nicht, was eigentlich los ist. Er hat den Mund voller Sand, und sein linkes Knie schmerzt entsetzlich. Offenbar hatte er es beim Sturz verletzt.

Eine zweite Schußdetonation. Der zweite Feindpanzer hat

einen Treff er erhalten. Blakende Flammen, Rauch!

Jetzt erst blickt sich Oberleutnant Kerpen um und sieht drei deutsche Sturmkanonen neben seinem Kampfstand stehen. Die Geschütze feuern abwechselnd. Blitze zucken aus den 7,5-cm-Rohren.

Das ist Rettung in allerletzter Sekunde.

Der dritte und der vierte Panzer drehen schleunigst ab. Gegen Sturmgeschütze haben diese Typen keine Chance. Sie haben es eilig, das Kampffeld zu verlassen, aber einen erwischt die »Siebenfünf« doch noch und reißt ihm das Heck auseinander. Sekunden später hat sich der »Stuart« in eine Fackel verwandelt. Dann erfolgt eine gewaltige Explosion. Von dem amerikanischen Panzer bleibt nicht viel mehr übrig.

Das ist das Signal für die Grenadiere der Kompanie Kerpen. Sie stürzen aus den Löchern und treten zum Gegenstoß an. Nicht nur die Gruppe des Unteroffiziers Schoder, die ganze Kompanie stürmt.

Fünfzig Meter, siebzig Meter haben die Männer schon im Sturmlauf zurückgelegt, und ihr Kompaniechef ist bereits mitten drin.

Vereinzelt geben Rotarmisten schon auf. Dieser plötzliche Wechsel der Situation und das überraschende Auftauchen der deutschen Sturmgeschütze lassen sie den Mut verlieren.

Dies ist zweifellos die Krisenstunde der Russen. Nun hilft auch die Suggestion der Propaganda nichts mehr.

Die erste Welle der sowjetischen Luftlandetruppen weicht zurück. Umsonst stellen sich die Kompanieführer ihren Männern entgegen.

Es ist fraglich, ob es den Sowjets gelungen wäre, die Panik zu stoppen. Aber da greift der Kommandeur der Luftlandeeinheit mit einer drakonischen Maßnahme ein.

»Legt Artilleriefeuer auf Planquadrat…!« Dieser Funkspruch an die Küstenartillerie ändert die Lage. Eine rigorose Methode des russischen Kommandeurs, aber eine wirksame, und sie

hilft. Wenn die eigenen Leute laufen, dann müssen sie durch die eigene Artillerie gestoppt werden, und wenn Hunderte dabei den Tod finden.

Die schweren Küstenbatterien reagieren sofort. Riesige Kaliber rauschen heran, zerkrachen mitten zwischen den russischen und deutschen Soldaten. Ein Sausen, Pfeifen und Orgeln ist in der Luft, dann das schmetternde Krachen der explodierenden Granaten.

Unteroffizier Merk, Führer eines Sturmgeschützes, kann sich nicht erinnern, jemals einen solchen Feuerzauber erlebt zu haben.

Die Erde bebt ringsum. Stahl kreischt. Erdklumpen werden in die Luft geschleudert. Dreck fällt in den Kampfraum der Sturmgeschütze. Treffer hämmern gegen die Panzerplatten.

Das ist ein Zerstörungswerk von atemberaubender Kaltblütigkeit.

Die deutsche Infanterie hetzt verzweifelt in den Schutz der Sturmgeschütze. Wo soll sie sonst hin? Deckungslöcher gibt es in diesem Vorgelände nicht. Also nichts wie unter die Stahlkästen. Ihre Kommandanten müssen stehenbleiben, weil ihnen gar nichts anderes übrigbleibt, wollen sie diese armen Teufel von Kameraden nicht ihrem Schicksal überlassen.

Minutenlang sind die Sturmgeschütze eingehüllt in Dreck und Rauch. Bis Oberleutnant Kerpen die Sinnlosigkeit ihres Ausharrens erkennt und den Rückzug befiehlt.

»Sammeln in der Ausgangsstellung!«

Wer Platz auf den Sturmkanonen findet, klettert auf diese hinauf. Der Rest der Kompanie setzt sich in großen Sprüngen ab, erreicht auch glücklich die Stellungsgräben. Aber die Sowjets denken nicht daran, die Deutschen dort zur Ruhe kommen zu lassen. Das mörderische Artilleriefeuer geht mit, schlägt unbarmherzig zu.

Innerhalb weniger Minuten sind zwölf Männer der Kompanie Kerpen tot; von Granaten zerfetzt, sieben schwer

verwundet. Ein Sturmgeschütz hat einen Volltreffer erhalten. Die Besatzung ist tot.

Der Russe greift an. Diesmal nicht mehr zögernd, sondern mit der ganzen Wucht von eintausend Mann.

*

Die Zeit verstreicht. Stalin hat, was er anstrebte: einen brauchbaren Landekopf, von dem aus er seine Operationen – die Abschnürung der 17. Armee – starten kann. Gelingt ihm das, wird es ein neues, ein noch viel katastrophaleres »Stalingrad« geben. Ein Sieg General Petrows muß den Zusammenbruch der Heeresgruppe Süd nach sich ziehen.

Am 7. Februar ist es dann endlich soweit!

Der deutsche Gegenstoß läuft. Exakt geplant, ordentlich vorbereitet, wie es deutsche Art ist. Vier Tage hatte die deutsche Führung den Sowjets Zeit gelassen; vier Tage und vier Nächte.

Die Landser haben kein gutes Gefühl, als sie jetzt an den russischen Landekopf herangefahren werden. Sie wissen, wie schwer es ist, die Sowjets aus einem Gelände zu verjagen, in dem sie sich festgesetzt haben.

Das Bataillon, das Stanitschka angreifen soll, fährt im Stauabstand, LKW hinter LKW. Dazwischen eine 7,5-cm-Pak, ein Infanteriegeschütz, zwei Sturmgeschütze.

Mehr nicht? Nein, diese kleine Streitmacht scheint zu genügen, etliche tausend Mann Elitesoldaten aus einem Landekopf zu werfen.

Fünf Kilometer vor Stanitschka, noch vor Erreichen des Bereitstellungsraumes, geht dann der Zauber los.

Den Begrüßungssalut für die deutschen Angriffskompanien gibt die russische Küstenartillerie. Die Langrohr und Mörser feuern, was die Rohre hergeben.

Für die zahlreichen, gut getarnten und mit Funk

ausgerüsteten vorgeschobenen Artilleriebeobachter (VB) der Russen muß die Kolonne ein gefundenes Fressen gewesen sein.

Gleich die erste Salve sitzt. Es ist kein Wunder, denn die Sowjets haben sich in den letzten Tagen genau eingeschossen. Jeder Quadratmeter Gelände ist vermessen.

Zwei LKW brennen. Die ersten Toten. Ein Dutzend Verwundete. Schreie, Flüche, Verwirrung.

Die Grenadiere springen von den Fahrzeugen, suchen notdürftig Deckung im brettebenen, strauchlosen Gelände.

Da heult es wieder heran. Die Luft dröhnt vom Einschlag der schweren Kaliber.

Und die russichen VB in den Beobachtungsständen geben seelenruhig ihre Werte durch, sitzen hinter dem Scherenfernrohr und korrigieren das Feuer, soweit das überhaupt noch nötig ist.

Der Bataillonskommandeur jagt mit seinem Kübel an die Spitze. »Das kann ja heiter werden«, ist alles, was er zu seinem Adjutanten sagt.

Die Fahrer, obgleich im stärksten Feuerhagel, rangieren die LKW von der Straße, flüchten ins Gelände. Bereits nach fünf Minuten ist das Bataillon zersprengt. Genau das aber war die Absicht der Russen.

Es ist in allen Abschnitten dasselbe: Ehe noch die deutschen Bataillone die Bereitstellungsräume erreichen, fügen die Sowjets ihnen durch das Vernichtungsfeuer große Verluste zu. Ganz abgesehen von diesen kaum zu verkraftenden Einbußen, wirkt das pausenlose Artilleriebombardement nicht gerade aufmunternd auf die Landser, vor allem auf den Nachersatz nicht, der teilweise zum erstenmal ins Gefecht geht.

Für das Bataillon, das auf Stanitschka angesetzt ist, gibt es nur einen Ausweg:

»Los, versucht fahrzeugweise durchzubrechen!«

Die Fahrzeuge rollen durch die Hölle, eine Hölle aus Feuer und Stahl. Manchen gelingt der Durchbruch, viele aber bleiben

liegen.

Die verheerende Wirkung des sowjetischen Feuers ruft im Gefechtsstand der 73. ID Bestürzung hervor.

Es kommt aber noch schlimmer!

Welche Verteidigungskraft die sowjetischen Landungstruppen unterdessen erreicht haben, zeigt das Beispiel einer Infanteriekompanie, die, neben zwei anderen, auf den Myschako-Berg angesetzt ist.

Hier, in einem unübersichtlichen, hügeligen Gelände, ist der Teufel los.

Diese Morgenstunde des 7. Februar werden die Grenadiere der Kompanie des Leutnants Bauer in ihrem ganzen Leben nicht mehr vergessen.

Dabei lief alles verhältnismäßig gut an. Das Vernichtungsfeuer der Russen konnte unterfahren werden. Keine Verluste! Die Moral der Männer ist ausgezeichnet; die Landser sind erfahrene Infanteristen, die nicht zum erstenmal in den Kampf gehen und den Feind sowie seine Kampfweise genau kennen.

06.35 Uhr!

Pünktlich auf die Sekunde tritt die Kompanie aus einem Strauchgelände heraus zum Angriff an.

Angriffsziel: Ein dem Myschako-Berg vorgelagerter Höhenzug, wo sich eine von den Rumänen verlassene Bunkerstellung befindet.

Kaum hat Leutnant Bauer seinen Angriffsbefehl in den dämmerigen Winterhimmel geschrien, bricht auch schon ein Feuerorkan los.

Rasendes MG-Feuer schlägt den Grenadieren entgegen. Drei, vier Pak knallen mitten hinein in die in breiter Schützenkette vorgehenden Infanteristen. Granatwerfer legen eine Feuerglocke vor die russischen Stellungen.

»Rasch, rasch, vorwärts, Männer, vorwärts!«

Es gilt, neunzig Meter freies Gelände zu überqueren!

Die Grenadiere jagen im Zickzack über die deckungslose Fläche. Seinen Männern um zehn Schritte voraus, läuft Leutnant Bauer. Er weiß, in dieser Situation muß vorn geführt werden; ohne Vorbild kein Erfolg.

Dicht neben und hinter ihm vier Männer des zweiten Zuges, links davon Feldwebel Grauwolf mit der dritten und vierten Gruppe.

Voraus die Einschläge sowjetischer Granatwerfer. Zwischen den stürmenden Männern peitschten die MG-Garben der Russen in den Boden. Wo die russischen Maschinengewehre stecken, weiß niemand. Aber sie sind da und feuern nahezu ununterbrochen.

Leutnant Bauer hört die erstickten Aufschreie neben und hinter sich. Er weiß, daß es jetzt welche getroffen hat, aber er rennt weiter, auf eine Bodenmulde zu, die ihm vielleicht für ein paar Minuten Deckung gewährt.

Er schafft es nicht. Der junge Kompanieführer wird von einer Maschinengewehrsalve niedergestreckt. Er ist auf der Stelle tot.

Grauwolf übernimmt die Führung der Kompanie, feuert die Männer an, brüllt seine Befehle in den Lärm der Schlacht.

Minuten später fällt auch Feldwebel Grauwolf. Kopfschuß; möglicherweise das Werk eines russischen Scharfschützen, der gut versteckt irgendwo zwischen den Sträuchern sitzt.

Oberfeldwebel Heinz führt nun die Kompanie. Sein Zug hatte an sich die Aufgabe, den Höhenrücken aus der Flanke abzutasten und zu versuchen, die russischen Stellungen aufzurollen.

Aber dieser Plan war zum Scheitern verurteilt, weil die Russen ihre linke Flanke durch einen starken Pak-Riegel abgesichert haben.

Es bleibt also nur der Frontalangriff.

Oberfeldwebel Heinz, Träger des Deutschen Kreuzes in Gold, ist erfahren genug, um zu wissen, daß es überhaupt nur

eine Chance gibt: durch um jeden Preis! Sie müssen an den Gegner auf Nahkampfdistanz herankommen. Liegenbleiben bedeutet den Tod. Zurückgehen heißt, in das feindliche Artilleriefeuer zu rennen.

Des Oberfeldwebels Lage ist beinahe aussichtslos. Wenn es überhaupt gelingt, an den Russen heranzukommen, dann ist er die Hälfte der Männer los!

Ein Blick nach rechts und links. Die Grenadiere stürmen noch; vereinzelt zwar, gruppenweise, aber sie stürmen, trotz des rasenden Feuers.

Verluste bis jetzt? Heinz weiß es nicht. Er kann nur abschätzen. Das Ergebnis seiner Schätzung ist deprimierend genug.

Dieser Angriff ist Wahnsinn. Keine schweren Waffen, die den Sturm der Grenadiere wirksam unterstützen würden.

Ein einziges Infanteriegeschütz ist im Einsatz. Eine lächerliche Kanone gegen dreißig, wenn nicht gar vierzig Maschinengewehre, gegen Dutzende von Pak, gegen eine kleine Armee von Scharfschützen.

Das Schlimmste aber ist: Der Gegner ist nicht auszumachen. Nur ab und zu ist das Mündungsfeuer eines Maschinengewehrs zu sehen. Da sich Oberfeldwebel Heinz von einem breit angelegten Frontalangriff nichts verspricht, eine Verbindung zu den Nachbarkompanien nicht besteht, entschließt er sich, den Angriff der dritten Kompanie auf ein Ziel zu konzentrieren.

Dieses ist ein Erdbunker, der am Vorderhang liegt, und in dem die Russen zwei Maximgewehre stehen haben. Diese beiden MG machen der Kompanie am meisten zu schaffen.

Aber es ist nicht einfach, die Kompanie, die auf einer Angriffsbreite von 600 Metern (!) kämpft, in den Griff zu bekommen. Der Gefechtslärm macht eine mündliche Verständigung unmöglich. Die einzelnen Gruppen und Züge werden durch Melder verständigt. Es klappt trotzdem.

In einem Steinbruch sammelt die Kompanie. Die erste

Verschnaufpause. Die Grenadiere, im Moment nur von einer Pak belästigt, die Punktfeuer schießt, aber weiter keinen Schaden anrichtet, werfen sich unter den Steilhang.

»Den Bunker müssen wir haben«, instruiert Oberfeldwebel Heinz die Gruppen- und Zugführer. »Wenn wir erst mal festsitzen, ergibt sich das Weitere von selbst.«

»Ja, wenn…!« murmelt Unteroffizier Mosch vom Kompanietrupp. »Diese Burschen hocken ja in bombensicheren Löchern. Wie willst du da ’rankommen?«

Wie? Das weiß Heinz auch nicht. Aber der Myschako muß fallen, koste es, was es wolle. Solange dieser verfluchte Berg und die davorliegenden Höhen nicht zurückerobert sind, besteht keine Aussicht, den russischen Landekopf einzudrücken.

Als sie gerade wieder antreten, hat das Bataillon zwei Sturmgeschütze zur Unterstützung erhalten. Wenigstens etwas …

Die Sturmkanonen ziehen zwar augenblicklich das gesamte Pak-Feuer der Russen auf sich, aber die 7,5-cm-Geschütze haben eine größere Reichweite. Systematisch nehmen die grauen Stahlkästen die bis jetzt erkannten Ziele, vor allem die schweren Waffen des Gegners, unter Feuer. Das verschafft erst einmal Luft.

Das Bataillon, dessen Angriff schon in den letzten Zügen lag, bekommt wieder Auftrieb. Es geht voran!

Bei der 7. Kompanie sind sie schon in die erste russische Verteidigungslinie eingebrochen. Handgranatendetonationen wummern. Kampfschreie dringen bis zur Kompanie des Oberfeldwebels Heinz herüber.

»Auf! Vorwärts, Männer, vorwärts!« Immer die gleichen Anfeuerungsrufe, und doch klingen sie jedesmal anders, haben jeweils eine neue Bedeutung.

Nach zweimaligem Anrennen gelingt es dem zweiten Zug unter Feldwebel Martens, bis auf Handgranatenwurfweite an

den Russenbunker heranzukommen. Das ist ein halber Sieg!

Das übrige erledigt der Obergefreite Benscher mit einer geballten Ladung. Ein donnernder Knall. Der Bunker fliegt auseinander.

MPi-Salven fetzen zwischen die deutschen Grenadiere. Die Russen, die um den Bunker in den mannstiefen Erdlöchern hocken, feuern. Handgranaten fliegen den Deutschen vor die Füße. Verwundete brüllen. Dem kleinen Fritz Arndt, Kompaniemelder, hat eine Handgranate den linken Fuß abgerissen. Ein Kamerad schleppt ihn aus der Feuerzone; unter Einsatz seines eigenen Lebens. Als Arndt schließlich in Sicherheit gebracht ist, lebt er nicht mehr.

Was sich um den Bunker herum abspielt, gleicht einem Gemetzel. Die Russen bleiben in den Löchern hocken und wehren sich mit fanatischer Verbissenheit. Jetzt bezahlt der Landser die Sünden der Führung, die sich so spät entschloß, zum Gegenangriff anzutreten. Der Russe sitzt in seiner Stellung fest, läßt sich nicht vertreiben.

Gewiß, vereinzelt gelingt es, einige Löcher zu erobern. Aber der erhoffte Erfolg tritt nicht ein. Kein Graben kann aufgerollt werden.

Oberfeldwebel Heinz wird am linken Fuß verwundet. Ein glatter Durchschuß, aber der Oberfeldwebel bleibt bewegungsunfähig.

In einem Erdloch verarztet ihn der Kompaniesanitäter. Heinz führt nun von dieser Stelle aus; eine Stunde, zwei Stunden. Die Grenadiere schaffen keinen Meter Boden mehr. Aus! Nichts mehr zu machen! Das tiefgestaffelte Verteidigungssystem der Russen, die raffiniert getarnten Schützenlöcher, der leidenschaftliche Wille, den Myschako und alles was darum herum liegt, nicht mehr aufzugeben, bricht den Angriffsschwung der Deutschen.

Nach vierstündigem Gefecht wird der Rückzug befohlen.

*

General von Bünaus Miene ist ernst, als die Nachrichten von der Front eintreffen.

Es steht schon jetzt fest, daß alle Bemühungen vergebens waren, dem Russen das »Kleine Land« zu entreißen.

»Hier sind wir, und hier kämpfen oder sterben wir!« soll Leonid Breschnew seinen Rotgardisten als Parole mit auf den Weg gegeben haben.

Die Parole wird buchstabengetreu erfüllt. In keinem Abschnitt ihrer Verteidigungsfront gehen die Sowjets aber auch nur einen Schritt zurück. Wo Einbrüche erzielt werden können, bleiben nur Tote auf dem Kampffeld. Erschlagene, mit dem Bajonett Erstochene, Zusammengeschossene. Die Erde ist rot vom Blut der Gefallenen.

Die Verluste auf beiden Seiten sind erschreckend hoch. Durchschnittlich jeder vierte Mann fällt; jedenfalls bei den Deutschen. Wie hoch die russischen Verluste sind, kann nur abgeschätzt werden.

Als die deutsche Führung erkennt, daß die Sowjets von den beherrschenden Höhen nicht vertrieben werden können, verlagert sie den Angriffsschwerpunkt auf die Ortschaft Stanitschka.

Es wird auch hier von den deutschen Landsern Unvorstellbares geleistet.

Ähnlich wie bei den Einheiten, die den Myschako-Berg zurückerobern sollten, geraten auch die Infanterie- und Pioniertrupps, die auf Stanitschka angesetzt sind, in das Vernichtungsfeuer der sowjetischen Küstenartillerie.

Unteroffizier Reinbacher ist es gelungen, mit seiner Gruppe in ein größeres Haus am nördlichen Stadtrand einzudringen.

Der Widerstand im Erdgeschoß wurde mit einigen Handgranaten gebrochen. Noch in die Detonationen hinein

stürmten die Grenadiere in das Haus. Sie besetzten die südwärts gelegene Fensterfront. Ein MG wird in Stellung gebracht.

Die Nachbargruppe liegt noch fest, kämpft mit Handgranaten einen improvisierten Bunker nieder, der im Vorgarten eines Blockhauses steht, und aus dem ein Maxim-MG Dauerfeuer schießt.

Die Sowjets hocken in den Häusern, in den Kellerlöchern, haben sich in den Gärten eingegraben und hinter Straßensperren verschanzt.

Stanitschka ist zur Festung geworden. Besonders gefährdete Punkte sind von den Russen vermint worden.

Auch hier ist der Kampf deshalb so schwer, weil der Gegner in meisterhaft getarnten Verstecken sitzt. Die deutschen Grenadiere aber liegen auf der Straße, und wenn sie nicht von den zahlreichen MG zusammengeschossen werden wollen, müssen sie Haus um Haus freikämpfen, um Unterschlupf und Deckung zu finden.

Unteroffizier Reinbacher hat einen Mann in den ersten Stock des Hauses geschickt. »Paß auf, daß von der Hinterseite keine Russen kommen«, ermahnte er den Gefreiten.

Der Späher deckt ringsum das Strohdach ab, um einen besseren Ausblick zu haben.

Unten liegen sie hinter dem MG, hinter den Maschinenpistolen, beobachten durch die zertrümmerten Fensterrahmen die Straße.

Das feindliche Artilleriefeuer ist nordwärts gewandert. Offenbar ist da Verstärkung für die eingedrungenen Stoßtrupps im Anmarsch.

Die Straße ist wie leergefegt. Aber aus allen Ecken knallen die Schüsse, tackern die Maschinengewehre.

»Aufpassen!« brüllt plötzlich der Gefreite Seebach. »Am Brunnen vorbei kommen sie!«

Der Brunnen liegt an einem Straßenknick. Ein ausgebrannter

deutscher LKW steht daneben und versperrt die Sicht. Zwischen Brunnen und Lastwagen bewegt sich etwas.

»Feuer frei!«

Das MG der Gruppe Reinbacher rattert los. Der MG-Schütze setzt einen langen Feuerstoß neben den LKW.

»Links neben dem Brunnen liegen sie«, korrigiert Reinbacher.

Vier Rotgardisten versuchen springend hinter den Laster zu gelangen. Der Obergefreite Schütz trifft sie mit einer MPi-Salve.

Reinbacher rennt ins Dachgeschoß hinauf. »Beobachte du die Rückfront!« befiehlt er dem Beobachtungsposten. »Ich sehe mal vorn ’raus. Ich glaube, die Iwans haben ’ne Schweinerei vor.«

Von oben kann man die Straße gut überblicken. Was der Unteroffizier jedoch sieht, jagt ihm einen gehörigen Schrecken ein.

Aus den hinter dem Brunnen und dem zerschossenen LKW liegenden Häusern brechen die Russen jetzt scharenweise hervor.

Gegenangriff! schießt es Reinbacher durch den Kopf. Dreißig, vierzig Mann zählt der Unteroffizier.

»Thermann!«

»Herr Unteroffizier?«

»’rauf mit dem MG! Los, Mann, beeil dich schon, verdammt!«

Thermann, ein schon älterer Soldat, der mit dem Nachersatz gekommen war, keucht die steile Treppe hinauf. Reinbacher hat inzwischen mit dem MPi-Kolben ein breites Loch in das Strohdach geschlagen.

»Dort hinter dem LKW sind sie. Feuer frei!«

Das MG 42 hämmert. Aber die Garbe liegt viel zu hoch. Der Gefreite hat nicht gerade die besten Nerven. Vielleicht ist das auch sein erstes Gefecht. Wütend stößt Reinbacher ihn beiseite

und wirft sich selbst hinter die Waffe.

Drei Russen brechen im Feuerstoß des deutschen MG zusammen. Aber ein Dutzend andere hat sich schon hinter dem LKW in Deckung geworfen. Durch diesen Schrotthaufen dringen die MG-Geschosse nicht. Aber ewig können die Russen auch nicht hinter dem Wrack liegenbleiben.

Das tun sie auch nicht!

Plötzlich heiseres »Urrä«. Dann sind sie da, springen, werfen sich zu Boden, jagen wieder hoch und brüllen.

Drei deutsche Maschinengewehre nehmen die Angreifer unter Beschuß. MPi-Salven prasseln ihnen entgegen.

Die Rotarmisten kümmern sich den Teufel darum. Aus allen möglichen Verstecken kommen sie jetzt heraus und schließen sich dem Sturmlauf der anderen an.

Und da! Was ist denn das?

Ein Rotarmist schwenkt eine Fahne. Ein Fetzen rotes Tuch weht auf einer Stange. Der Fahnenträger hält die Fahne hoch über den Kopf. Da wirft ihn eine Kugel zu Boden. Die Fahne berührt noch nicht den Boden, da ist ein anderer Rotarmist schon da, ergreift das Feldzeichen und läuft weiter.

Eine unglaubliche Situation! Sekundenlang starren die deutschen Landser auf dieses Schauspiel. Gibt es denn das noch? Einen Fahnenträger inmitten der entfesselten modernen Materialschlacht?

Drei Mann sind mit der Fahne schon gefallen. Ein vierter übernimmt sie und läuft schnurgerade auf das Haus zu, in dem Unteroffizier Reinbacher mit seinen Grenadieren verteidigt.

Vier Meter vor der deutschen Stellung bricht auch der vierte Russe, von einer Maschinenpistolensalve niedergestreckt, zusammen. Offenbar ist der sowjetische Soldat aber noch nicht tot. Seine Schreie dringen zu den Deutschen herüber.

Reinbacher übergibt Thermann das MG und stürzt ins untere Stockwerk.

»Der Bursche hat’s in den Unterleib bekommen«, sagt der

Gefreite Weiß zum Gruppenführer. »Armes Schwein! Mein Gott, wie kann man nur so verrückt sein?«

»Ich hol' ihn rein«, sagt Reinbacher. »Gebt mir Feuerschutz!«

Warum er das tut, weiß der Unteroffizier selbst nicht. Unter wütendem Beschuß der Sowjets, die ihre Fahne in Gefahr sehen, läuft Unteroffizier Reinbacher auf die Straße, beugt sich über den schwerverwundeten Russen und hebt ihn auf. Die Fahne läßt er liegen. Sie interessiert ihn nicht, obwohl sie eine begehrte Trophäe ist.

Als die Russen die Absicht des Deutschen erkennen, stellen sie das Feuer ein.

Es ist eine jener seltenen Situationen, in denen noch die Menschlichkeit, die keine Grenzen und Nationalitäten kennen sollte, über den Vernichtungswahn triumphieren kann.

Unangefochten kann Reinbacher den verwundeten Russen bergen. Der Körper ist federleicht, mager, die Schaftstiefel schlottern an den dünnen Beinen.

Erst als der deutsche Unteroffizier wieder im Haus verschwunden ist, tobt der Kampflärm weiter, rattern die Maschinengewehre, wummern die Handgranaten.

Behutsam legt der Deutsche seinen Gegner auf den Lehmboden, blickt einen Moment auf seine blutverschmierten Hände hinab und dann in das Gesicht des leise vor sich hin wimmernden Rotarmisten.

Da erschrickt Unteroffizier Reinbacher. Er hat einen Jungen aus dem Feuer geholt. Ein Milchgesicht, dem der erste Flaum auf der bleichen Oberlippe zu sprießen beginnt.

Unter dem Stahlhelm hervor quillt eine ungebändigte Haartolle. In den schon fast gebrochenen Augen glüht Verwunderung auf.

»Gebt mal ein paar Verbandspäckchen her!« befiehlt Reinbacher.

Unnötig! Der Tod ist schneller. Ein jähes Zusammenzucken,

ein röchelnder Atemzug, und der vielleicht sechzehnjährige Rotarmist in der Uniform eines Mannes hat aufgehört zu leiden.

Ein Junge noch. Und Fahnenträger! Draußen vor dem Haus liegen noch drei, die ebenfalls Fahnenträger waren.

Sie gehörten zum Komsomol, der sowjetischen Jugendorganisation.

Welche gewaltigen Hilfskräfte Stalin durch die Mobilisierung dieser jungen Menschen erwuchsen, mögen einige Zahlen beweisen.

Allein während der ersten Kriegsmonate, also vom September bis Dezember 1941, rekrutierte das Komsomol 260.000 Mitglieder für die Rote Armee. Diese Jungen traten als vollwertige Soldaten (vormilitärische Ausbildung) in die Streitkräfte der Roten Armee ein und kämpften als Panzerschützen ebenso wie auch bei den Bombengeschwadern und auf Kriegsschiffen.

In Stalingrad beispielsweise gab das Komsomol etwa drei Viertel seines Mitgliederbestandes an die Armee ab. Ganze Regimenter Komsomolzen lieferten den deutschen Verteidigern erbitterte Gefechte.

Aber auch die weiblichen Komsomol-Mitglieder wurden in den Dienst des »großen vaterländischen Krieges« gestellt.

300.000 Mädchen im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren waren in den Lazaretten als Hilfsschwestern tätig.

Der Rest der Komsomol-Mitglieder, der nicht bei der kämpfenden Armee Verwendung fand, wurde dem zivilen Hilfsdienst zugeführt. Zehntausende von Mädchen betreuten Kindergärten und alte Menschen, halfen beim Schutträumen in den kriegszerstörten Städten des Sowjetreiches, versahen eine Arbeit bei den öffentlichen Stellen oder waren beim Bau von Befestigungsanlagen eingesetzt.

In Stanitschka kämpfen die Männer des Grenadierregiments

305 mit dem Mut der Verzweiflung; die des fränkischen Nr. 203 nicht minder.

Es geht nicht mehr voran. Weder in dem unübersichtlichen Gelände des Myschako noch in Stanitschka selbst.

Die paar Sturmgeschütze, die der Infanterie zugeteilt wurden, rennen zwar immer wieder gegen die sowjetischen Pak-Riegel an, aber es gelingt kein Durchbruch.

Unteroffizier Hannich vom 203. Infanterieregiment hat mit seinem Stoßtrupp ein Erlebnis besonderer Art.

Als Erkundungsstoßtrupp an die Bucht von Stanitschka angesetzt, gelingt es den vierzehn Grenadieren tatsächlich, sich durch die feindlichen Linien durchzumogeln.

»Wir müssen unbedingt wissen, was der Russe in der Bucht an schweren Waffen auslädt«, hatte der Bataillonskommandeur Unteroffizier Hannich eingetrichtert.

Wie es eigentlich kam, daß sie plötzlich das Wasser vor sich sahen, konnte später keiner der Grenadiere mehr sagen.

Jedenfalls kamen sie an eine von russischer Artillerie zertrümmerte Stellung, von der aus sie einen Blick an den Strand werfen konnten. Das, was sie dabei erkennen können, stimmt die Grenadiere alles andere als optimistisch.

In der Bucht, etwa hundert Meter vom Land entfernt, liegt ein dicker Transporter. Die Russen laden Geschütze aus: schwere Feldartillerie, Panzerabwehrkanonen, etliche »Ratschbum« (7,62 cm).

»Jetzt müßten wir ’ne Batterie Ari erreichen können«, murmelt Unteroffizier Hannich.

Der Stoßtruppführer wird ganz nervös. »Entfernung zum Dampfer knappe dreihundert Meter.«

»Du meinst, wir sollten mit dem MG ’rüberhalten?« Der stellvertretende Stoßtruppführer, Obergefreiter Maier, zieht eine Grimasse. »Die machen uns zur Schnecke, wenn die uns hier entdecken.«

Sicher, es wäre Wahnsinn, sie können es nicht riskieren, ihr

Versteck zu verraten. Trotzdem ist sich Hannich noch nicht schlüssig, ob sie es nicht doch wagen sollten, einen Feuerüberfall zu machen.

An den Transporter legt jetzt ein riesiges Floß an. Der Zweck ist unschwer zu erraten. Die Geschütze sollen mit dem Floß an Land gebracht werden.

Das wäre die Gelegenheit. Aber mit »wäre« und »könnte« ist nichts erreicht. Außerdem haben sie keinen Kampf-, sondern einen Erkundungsauftrag. Also liegenbleiben und weiter beobachten!

Aber vorerst geht alles gut. Die Geschütze werden mit Hilfe von Seilwinden auf das Floß gebracht; eine harte und schwierige Aufgabe.

Plötzlich rauscht und heult es in der Luft. Und gleich darauf krachen Einschläge in das Wasser. Die Männer des Stoßtrupps ducken sich in den Graben. Was bedeutet denn das? Es wird doch nicht etwa deutsche Artillerie die Bucht beschießen?

Doch! Die deutsche Artillerie beschießt die Bucht. Sie legt fünf Minuten lang Sperrfeuer an den schmalen Küstenstreifen.

Obgleich die deutsche Batterie nach Plan schießt, also ohne Beobachter, liegt das Feuer gut. Rings um die sowjetischen Landekutter, Transporter und Minensucher, schlagen die Granaten ein.

Da! Eine schmetternde Explosion!

Das Floß hatte einen Volltreffer erhalten!

Das etwa zwanzig mal zwanzig Meter große Floß wird entzweigerissen. Die Geschütze fallen über Bord und versinken gurgelnd im Wasser.

Flüche, Befehle beim Russen. Vom Transporter herab plärrt eine Stimme durch ein Megaphon.

Sieben Geschütze sind auf Grund gesunken!

Doch da geschieht etwas Unglaubliches!

Acht Russen springen ins Wasser. Nur mit der Hose bekleidet, tauchen sie und befestigen an den abgesoffenen

Geschützen Haken und Seile. Ein Bad im Schwarzen Meer ist um diese Jahreszeit weiß Gott kein Vergnügen. Aber diese Männer scheinen die Kälte nicht zu spüren.

Die deutsche Batterie funkt dazwischen. Immer wieder krachen die Einschläge ins Wasser, türmen sich die Fontänen in den Himmel.

Ein Minensucher fährt heran, übernimmt die Haltetaue und Hakenseile und zieht ein Geschütz nach dem anderen in Landnähe.

Der Krieg ist längst in das Stadium getreten, wo nicht mehr die Masse Mensch die Schlacht entscheidet, sondern die Überlegenheit des Materials.

Das merken auch die Bataillone, die in Stanitschka kämpfen und sich unter dem Druck des massierten Artilleriefeuers immer weiter nach Norden absetzen müssen.

Bei der 73. ID laufen immer mehr Katastrophenmeldungen ein:

»Bataillon X meldet: Zwanzig-Mann-Stoßtrupps vom Feind gefangengenommen.«

»Kompanie Y hat nur noch eine Gefechtsstärke von zweiundzwanzig Mann.«

»Russe tritt mit starken Infanteriekräften nördlich des Myschako zum Gegenstoß an. Setzt Panzer ein. Wo bleibt versprochene Pak-Unterstützung?«

Der Gefreite Senger, MG-Schütze beim 213. Infanterieregiment, erzählte über die Kämpfe in Stanitschka:

»Genau 24 Stunden hatten wir uns mit den Russen in Stanitschka herumgeschossen, als wir einsehen mußten, daß wir gegen die fabelhaft getarnten und verschanzten Iwans keine Chance hatten. Allein in unserem Zug gab es am Vormittag des 8. Februar über die Hälfte Ausfälle. Meist Kopfschüsse. Als vom Bataillon gegen Abend der Befehl kam, daß wir uns zur Ausgangsstellung abzusetzen hatten, waren wir in unserem Zug noch ganze elf Mann.

Die anderen waren tot oder mehr oder minder schwer verwundet. Wir verloren an einem Tag zudem unsere gesamten Kompanieoffiziere. Feldwebel Burkhardt brachte die Kompanie zurück, obwohl er selbst einen Oberarmdurchschuß hatte.«

So sieht es bei den deutschen Angriffsverbänden aus. Hohe, blutige Verluste und keine schweren Waffen. Umsonst funken die Bataillonskommandeure an die Division:

»Schafft Artillerie heran, wir können sonst die Stellung nicht mehr halten!«

Als sich die Abenddämmerung des 8. Februar über das von Granaten zerpflügte Land senkt, treten die Russen noch einmal zu einem furiosen Sturm an.

Mit einer Tapferkeit ohnegleichen wird auf russischer Seite gekämpft, mit Erbitterung und Todesverachtung auf deutscher.

Und während ganze Bataillone verbluten, donnert Hitler, der Oberste Befehlshaber, in der Wolfsschanze (Führerhauptquartier) wütend:

»Was ist das für eine elende Stümperei bei der 17. Armee? Ich befehle: Die Russen werden in einem Gegenangriff ins Meer zurückgeworfen!«

Jetzt erst setzte man die Kräfte ein, die man schon vor einer Woche in den Kampf hätte werfen sollen. Im Eilmarsch wird im Verlauf des 9. Februar auch noch die 125. ID aus dem brennenden, heißumkämpften Krasnodar heraus und in den Kampf um das »Kleine Land« geführt.

Zu spät!

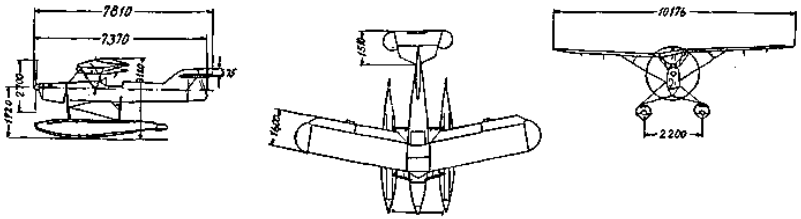
Die Russen geben keinen Meter Boden mehr preis. Sie pumpen Tag und Nacht Streitkräfte in den Landekopf und erhöhen die im »Kleinen Land« eingesetzten Einheiten auf 80.000 Mann, die von über 650 Geschützen aller Kaliber unterstützt werden.

Zwar gelingt es General Petrow nicht, die 17. deutsche Armee abzuschneiden, einzukesseln und zu vernichten, durch

den Landekopf des »Kleinen Landes« werden jedoch starke deutsche Kräfte über sieben Monate lang gebunden.

ENDE

Arado Ar 231

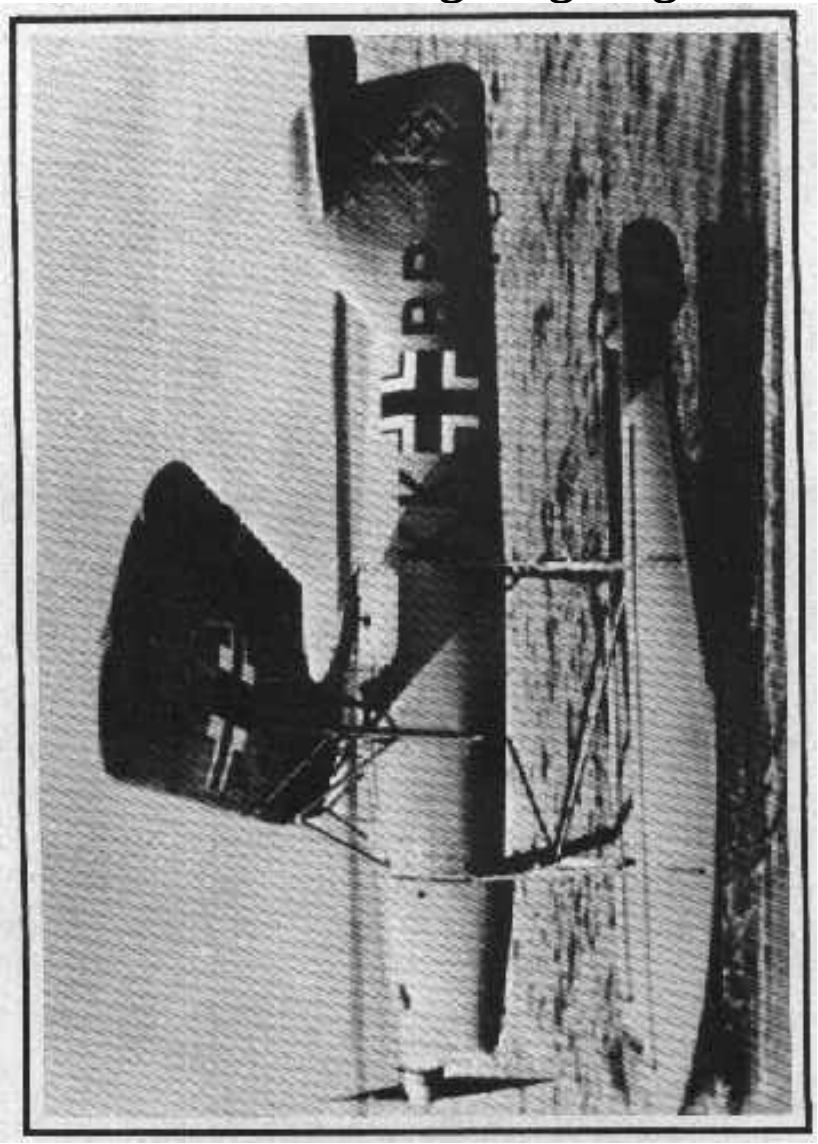


Von der Marine wurde 1940 für größere U-Boote ein Bord-Erkunder gefordert, um den Sichtradius im aufgetauchten Zustand zu vergrößern. Der Entwicklungsauftrag ging an Arado, die ein kleines und leichtes Zweischwimmerflugzeug, die Ar 231, konstruierten. Die vollkommen seetüchtige Maschine war so zusammenfaltbar ausgeführt, daß sie in einer etwa 2 m Durchmesser großen Druckkammer des U-Bootes untergebracht werden konnte. Infolge einer speziellen Leichtbauweise waren die Einzelteile ohne jedes mechanische Hebezeug von geschulten Kräften mit wenigen Handgriffen in einigen Minuten zu montieren oder zu demontieren. Eine Abwehrbewaffnung war nicht vorgesehen, da sich die Maschine nicht auf Kampfhandlungen einlassen konnte. Die Reichweite betrug normalerweise 500 km, jedoch war es der Ar 231 beim Alarmtauchen des U-Bootes möglich, im Sparflug vier Stunden lang in der Luft zu bleiben. Sechs gleiche Mustermaschinen Ar 231 V-1 bis V-6 wurden gebaut, dann wurde die Entwicklung abgebrochen, weil es sich zeigte, daß die Maschinen bei schwerem Seegang ab Windstärke 6 nicht ohne Kollision an das U-Boot herangebracht werden konnten. Als Ersatz für diesen leichten Bord-Erkunder wurden einige Boote mit dem Focke Achgelis FA 330-Tragschrauber ausgerüstet.

Technische Daten

Spannweite:	10,18 m
Länge:	7,81 m
Höhe:	3,12 m
Flächeninhalt:	15,20 qm
Leergewicht:	833 kg
Fluggewicht:	1.050 kg
Höchstgeschwindigkeit:	170 km/h
Reisegeschwindigkeit:	130 km/h
Landegeschwindigkeit:	80 km/h
Triebwerk:	Hirth HM 501 A, 160 PS
Reichweite:	500 km
Gipfelhöhe:	3.000 m

Deutsche Kriegsflugzeuge



Arado Ar 231